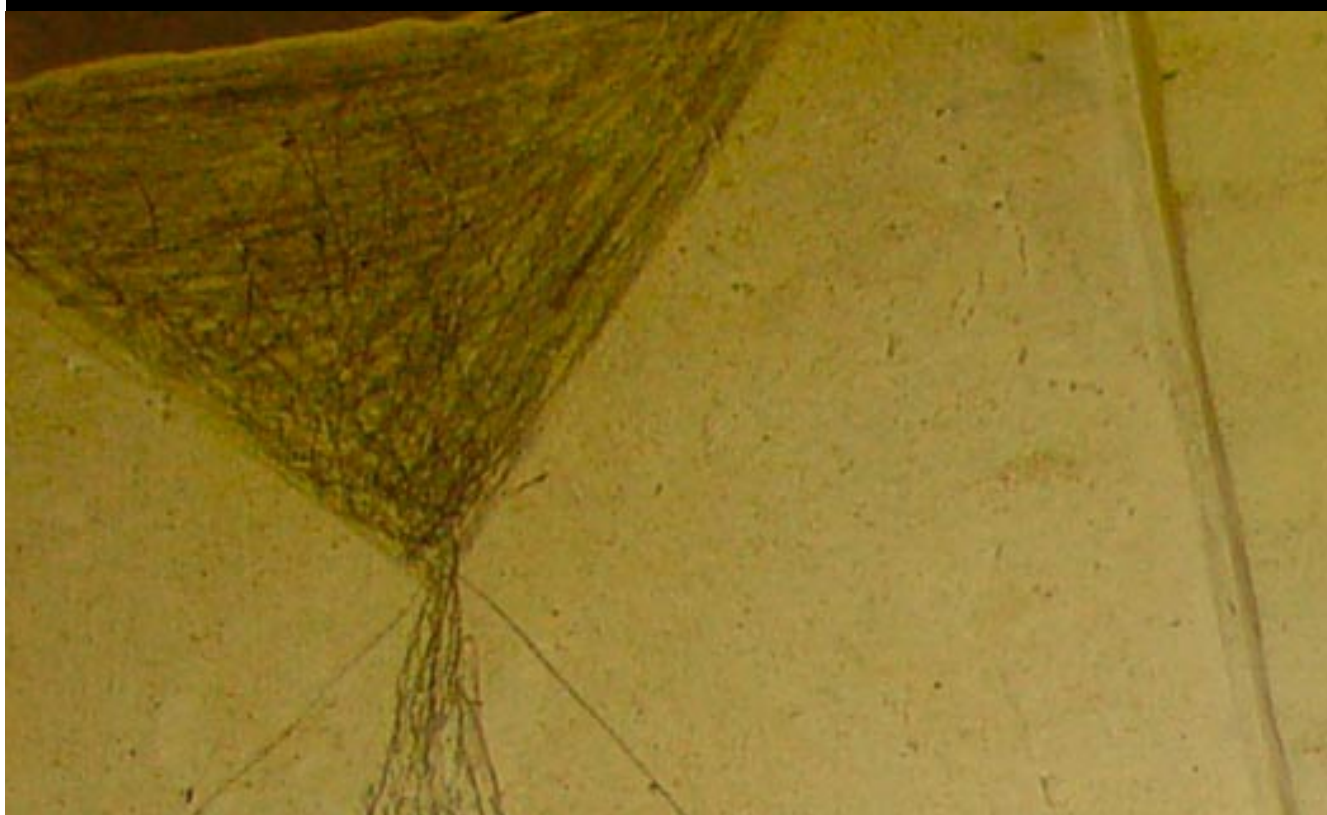


D I E A R B E I T D E S S T E I N S

ROMAN



Hansik Gebert



IMPRESSUM

Hansik Gebert
Die Arbeit des Steins
Roman

©Hansik Gebert 1997

Alle Rechte auch die der
digitalen Verbreitung oder
Vervielfältung liegen beim Autor
Jede Nutzung bedarf der
Genehmigung des Urhebers

Contact : info@hansikgebert.de
[Http://www.hansikgebert.de](http://www.hansikgebert.de)

Die Arbeit des Steins

1.

Der Raum maß vier Schritte der Länge nach und zweieinhalb Schritte in der Breite.

Ein hoch in der Stirnwand sitzendes Fenster zeigte ein Stück Himmel, umrissen in der maßstäblichen Form einer vergrößerten Streichholzschachtel (diesen bezeichnenden Vergleich hatte der Bewohner dieses kleinen Gehäuses festgestellt). Gegenüber dem vergitterten Fenster befand sich die Tür, die keine gewöhnliche Tür war. Tür und Fenster besaßen Gewicht als besondere Bedeutungsträger.

Schon im gewöhnlichen Leben, mehr noch hier, vermag einer über diese in der Regel verschlossenen Öffnungen zu hinreichenden Gedanken in Bezug zu einem Bleiben oder Gehenwollen finden, eine beständige Flucht vor sich sehen oder Wünsche beim Blick durch die Scheiben in eine endliche oder unendliche Weite entlassen, sein Gefangensein feststellen in der Kindheit, der Familie, der Arbeit oder auch in einer unbeweglichen Dumpfheit, die zwischen Mund und After, zwischen Tür und Fenster feststeht.

Der in einem lichten Grün getünchte Raum im dritten Stock eines in Hufeisenform, genauer in der Form eines Omega, angelegten Gebäudes, war einer von vielen, von gleichen Räumen, von Zellen eines besonderen Körpers, der als Organismus funktionierte.

Jede Zelle besaß einen Kern, ihren Bewohner - und hier ist auch schon das scheinbare Ende des Vergleichs.

Besitzt in jedem natürlichen Organismus jede Zelle alle genetischen Informationen über die Ganzheit, der sie angehört, bestimmte hier die Individualität der Insassen trotz des funktionierenden, geregelten Ablaufs der Äußerlichkeiten, der über alle Bedürfnisse gestülpt war wie eine wenig elastische Haut, die Definition des Ganzen als Gefängnis.

Das scheinbare Ende des Vergleichs meint hier also die Frage, ob nicht auch unser Körper ein Gefängnis ist, ein lebendiger Organismus, dessen Zellen über alle Informationen in Bezug auf Funktion, Reproduzierbarkeit, Regeneration verfügen, die aber zugleich einer

individuellen Schwäche unterliegen, die von ihnen selbst produziert wird, jedenfalls soweit das Wollen, Wünschen und Tun, das vom Gehirn ausgeht, ebenfalls und nur als biochemischer Prozeß zu begreifen wäre?

Bekommen aber nicht alle Organismen und funktionellen Gefüge, die die Welt in Systeme ordnen sollen, ob in offene oder geschlossene, etwas seltsam Kleinliches in dem Moment, wo einer sich selbst aller dieser Maßregeln entäußert, empfindet und als Realität begreift, in unsichtbarer Wahrheit ein Maß der Welt ohne schlichtweg begreifbare Regel ist?

Andreas Vargas lag mit geschlossenen Augen auf dem schmalen Bettgestell seiner Zelle, das mit einer braunen Woldecke bedeckt war. Er schmeckte den Geruch eines Holzfeuers. Dabei war und blieb er unentschieden, ob es sich um ein Feuer im freien Feld oder etwa das Kaminfeuer in einem Hause handelte.

Der Mann mochte etwa fünfzig Jahre alt sein, von nicht sehr einnehmendem Äußeren. Er war klein, hager, mit einem etwas großen Kopf, in dem zwei dunkle, wissende Augen saßen, die, hatte man einmal Einlaß in sie gefunden, sowohl Angst machten, als auch Sympathie empfinden ließen für diesen Menschen, der geschlechtslos erschien und dabei doch eine besondere Art von Männlichkeit ausstrahlte, die sich gültiger Einordnung entzog, nicht der gemeinen Welt angehören wollte.

Er lag auf seinem Bett, schmeckte den Geruch eines Holzfeuers und sah die Geräusche, die von diesem ausgingen. Dabei waren seine Sinne nicht verwirrt, und er war weit entfernt davon zu haluzinieren. Andreas Vargas hatte vor langer Zeit die Ordnung der Welt berührt.

Da war eine räumlich spürbare, dunkle Stille um ihn, als er etwas an seinem Körper fühlte. Eine rhythmische Reihe von zarten Berührungen wie mit einer Bleistiftspitze ausgeführt, tastete sich vorsichtig über seine Haut, etwas Lebendiges lief von seiner Armbeuge aufwärts den Arm und Hals entlang bis in seine Ohrmuschel hinein. Vargas war ganz in die Gegenwart dieser Berührungen geraten und sah zugleich auf einer anderen Ebene seines Bewußtseins die Berührung als ein farbiges, bewegliches Muster vor sich.

Seine Hand fuhr zum Ohr hin. Seine Finger fühlten, wischten mehr über ein festes Ding. Er schleuderte es hinweg in die Dunkelheit und nahm das Geräusch wahr, als es auf dem Fliesenboden landete wie eine winzige harte Pappschachtel.

Im gleichen Moment stieg der Geruch von Möbelpolitur und frisch geschnittenem Gras aus seiner Armbeuge zu ihm auf, und er wußte, daß es einer dieser braunen oder giftgrünen Käfer in der Form eines Wappens war, der den Geruch auf ihm zurückgelassen hatte, indem er bei Berührung ein Sekret abgab.

Vargas lag still, die Fingerspitzen an den Mund gerückt.

Da waren ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl. Im Winkel neben der Eisentür die Latrine. Es war ein schmuckloser Raum, der mehr einer verlassenen Arbeitsstätte glich als einem Ort, an dem sich ein Mensch nahezu ununterbrochen aufhielt.

Nichts von den wenigen Gebrauchsgegenständen wie Eßgeschirr, Feuerzeug oder die Zigarettenschachteln neben dem Aschenbecher wiesen auf etwas Bestimmtes oder auch Unverhofftes hin. Selbst ein in grünes Leder gebundenes Buch und zwei Bleistifte, beides an den äußersten Rand des Tisches gerückt, ordneten sich dem Eindruck der Notwendigkeit unter, die über allem lag.

Stille und Dunkelheit verbanden alles zu etwas Fraglosem innerhalb eines einfachen Vorhandenseins der Dinge. Ganz so wie die gleichmäßigen Atemzüge des Schläfers auf seine selbstverständliche Lebendigkeit verwiesen.

Andreas Vargas schlief in einer Zelle, in einem Gefängnis, in einer Stadt, in einem Land, in seiner Welt, die ihm mit den Jahren immer greifbarer geworden war und die, hätte sich ein Anlaß geboten, über sie zu sprechen, jedem anderen zunehmend unbegreiflicher erschienen wäre.

In den geordneten Tagesläufen der Anstalt, einem schönen Gebäude aus den zwanziger Jahren, dessen funktionelle Architektur jede Ordnung als ästhetische Notwendigkeit vorstellbar werden ließ, in diesem Umfeld stellten sich jedoch keine solchen Gelegenheiten ein, die einen gezwungen oder auch nur dazu ermuntert hätten,

über das zu sprechen, was einem zuletzt blieb: eine eigene Welt, oder besser der Blick auf die Welt mit den eigenen Sinnen.

2.

Ich glaube, an manchen Tagen, meinen Anteil an der Welt abgegeben zu haben an die Zeit.

Nicht an meine Zeit, sondern an die Zeit, die mich umgibt, die anscheinend anderen gehört.

Manchmal nehme ich mir davon, nicht in Form von Freiheiten, auch nicht von kleinen Freiheiten, sondern so wie man Wasser hernimmt gegen den Durst oder Brot gegen den Hunger.

Ich kann die Welt sehen, wie sie um mich ist. Ich kann auch die Welt erkennen und mich als ein Teil von ihr.

Meine Frage ist die nach der Anteilnahme.

Ich denke, ich nehme Anteil an Menschen, an solchen, die mir nicht meine Zeit rauben. Menschen, die meine Zeit ausfüllen, wenn sie hohl ist, und die mir von ihrer Zeit schenken und denen ich von meiner Zeit schenke, die sie zuvor angefüllt haben mit Interesse, Berührungen, Schweigen, mit Worten, Küssen, Tränen, Lachen, Fragen und Antworten - mit Liebe also.

In meinem Kopf hockt Andreas Vargas. Ich sehe ihn, ich beobachte ihn, aber ich nehme keinen Anteil an ihm oder seiner Welt, seinem Leben.

Er ist eingeschlossen in einer Zelle und im Gefängnis meiner Beobachtungen.

Er ist der Stein in meinem Kopf, der Stein, in den ich hineinsehe. Der Stein, der in der beinernen Hülse meines Schädels als eine molekulare Dichte vorhanden ist, die ich auflösen will, ohne sie zu zerstören.

Dieser Stein, in dem der Kosmos eines anderen Lebens arbeitet, der als ein Universum in Form einer kompakten Last in mich eingefügt existiert. Er ist unzweifelhaft vorhanden und könnte mich töten, wenn ich mich nicht seiner bedienen würde. Wasser fließt über den Stein hinweg...

Es ist ein Julitag, an den ich mich vor allem erinnere. Unwillig wegen der Hitze oder meiner Trägheit oder beidem bin ich an den kleinen Fluß gegangen, dem Fluß, der in der grünen, steinigen, kleinen Welt der Mittelpunkt vieler Sommer gewesen ist, für mich wie für jene, die damals Kinder waren und jetzt weder Kinder noch Erwachsene sind.

Es ist ein Platz unter Platanen, die jetzt als Überrest einer ehemaligen Allee, die zu einer Art Schloß führte, nur eine verlorene, sinnlos unterbrochene Doppelreihe von Bäumen darstellen.

Ein Platz unter Platanen, am Ufer eines kleinen Flusses, der, von einem Wehr gestaut, sich nicht gerade zu einem See erweitert, sondern zu einem tiefen, milchiggrünen Tümpel wird. Unter Schatten, über Steinen.

Es war nie ein Ort, der meine Zuneigung gewann, nie verspürte ich dort etwas anderes als Unbehagen - damals jedenfalls. Heute, wenn ich wieder herkomme, im Winter zum Beispiel, ist es anders. Da ist die Stille, die Erinnerung, die Wintersonne, die mich an dem geschützten Platz wärmt, angenehm auf der Haut ist und den Raum öffnet für die Bilder jenes einen Tages, an den ich mich vor allem erinnere und an dem ich sie sah, nicht zum ersten mal.

Drei kleine Flüsse laufen hier zusammen und bilden vor dem Betonwehr eine eigene Landschaft, ein bis zum Überdruß malerisches Bild, mit vielen kleinen Kaskaden in schattigen Winkeln unter Bäumen über Steinen, Rauschen vom Wind in den Blättern, Rauschen von Wassern aus verschiedenen Richtungen und Höhen. Hier fallen, rinnen, laufen, sterben die Geräusche, die in romantischen Gedichten, zur Sprache geronnen, in unseren Köpfen existieren.

Es war heiß an diesem Tag. Ich saß halb aufrecht, zurückgelehnt ins vertrocknete Gras der Uferböschung, und sah den Kindern zu, die sich auf dem Wehr eingerichtet hatten mit bunten Handtüchern, Colaflaschen und Marlboroschachteln. Kindern, die keine mehr waren, die sich ausstreckten in ihren jungen braunen Körpern, ihre Körper ausstreckten auf dem heißen Beton.

Sie sprachen nicht miteinander, sie redeten, redeten immer mit allen Anwesenden gleichzeitig. Ziel der Rede eines einzelnen waren immer die Ohren oder Herzen aller, die hören konnten.

Sie waren nicht übermäßig laut, nicht ausgelassen, sondern von einer Art natürlich angemessener Fröhlichkeit. Nicht so wie Stadtkinder, die sich meist wie Irre ins Wasser stürzen oder vor Angst vergehen angesichts der unbekanntenen Natur.

Die Kinder waren einfach da, weil der Fluß da war und der Sommer mit seiner Hitze, seinen Schulferien und den begrenzten Möglichkeiten, die Zeit zu vertreiben. Ich wußte im Gegensatz zu ihnen nicht, warum ich dort war.

Sie war vielleicht zehn Jahre alt, und nichts war bemerkenswert an diesem Kind, nur sein Lächeln. Ein frierendes, vom übermäßigen Tauchen und Springen ins eisige Wasser erschöpftes Mädchen mit blauen Lippen in einem weißen Badeanzug mit einer Mickeymouse auf dem Bauch, stand sie auf dem großen, flachen, halb vom Wasser überspülten Stein am gegenüberliegenden Ufer und lächelte mir zu.

Es gibt diese Art von Berührungen, die stärker sein können, als eine geliebte Hand sie auszuführen vermöchte, die sich eingraben, ins Bewußtsein dringen und bei einem bleiben wie die Zeit.

Mit beidem muß man behutsam umgehen, um sich nicht zu zerstören. Behutsam meint die Erinnerungen außerhalb von sich selbst zu erhalten, sie nicht einzuschließen in einem Kopf, wo sie ersticken.

3.

Es war noch dunkelgrau draußen vor den sechs kleinen Scheiben, die in zwei Reihen übereinander das Fensterloch der Zelle verschlossen, als der Mann sich nach einer Nacht ohne wirklichen Schlaf vor seinem Bettgestell erhob.

Lange schon bemerkte er an sich nicht mehr ein Einschlafen oder Erwachen, sondern nahm lediglich verschiedene Bewußtseinszustände wahr, die durch den Rhythmus des Anstaltlebens einem pulsierenden Fluß gehorchten.

Aufrecht stand er vor der Schlafstelle und blickte zur gegenüberliegenden Wand, dann begann er sich anzukleiden.

Vor den Fensterscheiben stieß ein Schwarm Tauben bodenwärts wie metallende Scherben, die seinen Arm streiften, Granatsplintern gleich. Er hatte die Vögel nicht gesehen.

Es war ein Reflex, eine Bewegung wahrgenommen worden, ein Geräusch aufgenommen am äußersten Rand irgendeines Sichtfeldes des Menschen.

Schmerz und Blut dachte etwas in ihm, als er sich nach seinen Schuhen bückte. Er rückte diese zurecht, stieg mit nackten Füßen hinein, ohne sie zu verschnüren, und streckte sich, reckte seine Arme der Zellendecke entgegen, spreizte seine zehn Finger, schloß die Hände zu Fäusten, öffnete sie, lockerte seine Schultern und ließ die Arme hängen. Sein Gesicht war entspannt.

Er ging die drei Schritte zum Waschbecken, wusch sich das Gesicht unter dem kalten, laufenden Wasser. Dann zog er sein ärmelloses, graues Unterhemd, in dem er geschlafen hatte, aus der Unterhose seine Arme heraus. Er ließ es lose um seinen Hals hängen, als er sich Oberkörper und Achselhöhlen zu waschen begann. Darauf trocknete er sich mit einem leinenen Tuch, in das der Name der Anstalt eingewebt war. Blau, weiß, grau. Es roch nach Kernseife in dem Raum und nach dem Menschen, der in ihm lebte.

Für Andreas Vargas gab es keine Fragen nach Liebe, nach Schönheit zum Beispiel, diese waren für ihn beantwortet ebenso wie solche, die sich aus seinem Alltag hätten ergeben können.

Dabei war Klarheit ein Wort und nichts als ein Wort, so wie Leben ein Wort und nichts als ein Wort ist, ja für ihn nicht einmal das war.

Er kleidet sich an, steht dann vor der Zellentür, in der sich bald eine Klappe öffnen wird, durch die eine Hand sein Eßgeschirr, das er bereithält, mit heißem Tee füllen wird, ihm ein Stück Brot reichen soll. Eine Hand von vielen Händen, die er kennt, wiedererkennt.

Hände, deren dazugehörige Gesichter er nie wahrgenommen hat, Gesichter, deren Münder und Augen er nicht mit seinen Augen gesehen hat. Gesichter, die ihn nicht anreden, wissend, daß sie ohne Antwort bleiben würden.

Die Klappe in der Zellentür schließt sich wieder. Er sieht wie mit Augen in seinem Rücken.

Das Geräusch, die Bewegung werden als ein unterscheidbarer Ablauf des Vorgangs von ihm wahrgenommen, als er sich auf den kleinen Tisch zu bewegt, der, mit einer Breitseite an die Längswand der Zelle gerückt, dasteht. Er stellt sein Frühstück auf dem Tisch ab, wie er es tausende Male getan hat. Er ißt.

Im rhythmischen Ablauf der Kaubewegungen stellen sich Bilder ein, in einem Raum grenzenloser Galaxien die sein nach innen gerichteter oder, wie man seltsam genug sagt, leerer Blick durchstreift.

Der Mann sieht wie in einem Film aneinandergereihte Bilder, ein schnell durchblättertes Fotoalbum, frei flottierende Erinnerung: einen Toten, eine Landschaft, Wasser und Brot, Felder und Flüsse, Bäume, Steine und Erde. Dabei waren die Gerüche die sichersten Begleiter dessen, der die Erde verlassen hatte. Geräusche dagegen sind die Wärter der Gegenwart: Sie bezeichnen den Raum, vermessen einen gegenwärtig realen, physischen Zustand, rufen zurück in das Jetzt. Die Tür wird aufgeschlossen. Vargas geht zu seiner Arbeit in die Buchbinderei der Anstalt.

Neben dem Wärter, der die Zellentür geöffnet hat, steht ein Kalfaktor mit einem eisernen Wagen, auf dem Vargas seine Essensreste vom Vorabend abstellt. Er geht mit dem Wärter.

Die Treppenstufen rufen ihn erneut in einen Rhythmus unterbrochener oder neuer Bilder: Nénuphar, Seerose, das Wort pulsiert in zartem aber sattem Grün und weißlichem Rosa hinter der sensiblen Haut eines unbestimmten Organs des Mannes. Er riecht das Wasser jener nie erlebten Teiche. Sieht das biologische System, die mathematische Reihe der Vermehrung. Seerosen laden schweren Duft auf ihnen Zuggedachtes. Er nimmt eine Bewegung wahr, die langsam zielstrebig sichtbar auf ein unbekanntes Ziel hinarbeitet, wie sein Dasein, das sich, einem Gas vergleichbar, strömend empfindet.

Es ist sein Dasein, das sich selbst empfindet - nicht er, der Mann nimmt wahr, erkennt. Er ist außer sich, herausgetreten aus kausalen Zusammenhängen, aus allen Dualitäten, die er durchschritten hat und aufgeben konnte.

Als Orientierungshilfe nutzlos geworden, verließ er den Zwang der Identitäten. Er war zum Organ seiner eigenen Wahrnehmungen geworden, zu einem Organ, dessen Selbsttätigkeit universell alles in

einem einzigen Status der Lebendigkeit zusammenfaßte. Andreas Vargas trat durch eine eiserne Doppeltür in die Werkstatt. Alles strahlte hier Ruhe aus, die ohne Last auf den Tischen und Geräten lag. Es roch nach Leim, Papier, Eisen und Holz. Sein Arbeitstisch war bedeckt mit den illustrierten Blättern einer Enzyklopädie. Er nahm seinen Platz ein.

Der Wärter war an der Eingangstür zurückgeblieben, wo er sich mit dem Leiter der Werkstatt unterhielt, einem alten, grauen Mann, der Vargas alles beigebracht hatte, was er wußte über das Restaurieren von Papier und Einbänden, vom Leder und den verschiedenen Arten des Leinens, den Schnüren und Bändern. Wie man Prägungen herstellt und diese vergoldet, wie man alte Teile erhält, sie mit neuen versetzt, wie man Vorsatzpapiere einfärbt und versteckt eine Signatur anbringt an besonders gelungenen Stücken.

Beide, Schüler und Meister, standen am Ende einander in nichts nach. Seit Jahren arbeiteten sie nur noch zu zweit in der kleinen Werkstätte, ohne miteinander zu sprechen, jedenfalls was Vargas betraf, dem genügten einige Handzeichen, um zu bekommen, was er brauchte, und der andere war es so zufrieden.

4.

Ich bin in irgendeiner Nacht im April. Ich bin allein. Es ist niemals Nacht, und man ist niemals allein. Sätze, die es nicht zu sagen lohnt.

Ich denke, daß das einzig noch gültige Ordnungsprinzip für den Menschen die Liebe ist.

"Wenn wir uns dem ordnenden Zugriff der Liebe entziehen"... kann der Beginn eines Satzes sein.

Jenem Julitag am Fluß folgte ich nach wie einer Idee, die mich führte, ohne daß ich ihre Bedeutung anerkennen konnte. Erst viel später sollte ich den Widerspruch erkennen, der zwischen dem mir abverlangten Handeln und dem ordnenden Zugriff der Liebe liegt, dem die Anforderungen meines Alltags zuwiderlaufen und dem ich mich doch weder entziehen konnte noch will.

Es gibt eine Reihe von Sommern, die diesem einen folgten allein unterscheidbar durch einzelne Bilder:

Eine leicht abschüssige Straße führt an der Bar du Square vorbei zur Mairie und der Post. Hohe, alte Kastanienbäume werfen kühle dunkle Schatten auf ein Wasserbecken mit grauen Fischen. Weiter unten links ein Weizenfeld, das reglos in der Sonne steht, rechts ein winziges Haus unter einer Trauerweide, im Garten eine junge Frau in der Tracht einer Nonne, schwarzweiß.

Oder es ist Abend auf eben dieser Straße. Noch zu früh für die phosphoreszierenden, leuchtenden Käfer, die in den Trockenmauern sitzen, nicht zu früh für die Fledermäuse, die vereinzelt in atemberaubendem Flug über unseren Köpfen umherschließen mit unbeschreiblichen Geräuschen.

Oder die mittägliche Stille in Idas Garten. Wild wachsen dort Unkraut und Himbeeren über abgestellte Kisten und Geräte. Da ist der Geruch der überreifen Früchte, dem Taubenschlag und den Kaninchen. Darüber, ausgebreitet wie ein Schleier, der wehende, unverwechselbare Duft der Tomatenstauden. Ich gehe durch die knietiefe, trockene Wildnis am Rand der Beete, stehe vor einem Haufen ausgerissener Zwiebeln, deren Grün noch frisch ist; obenauf eine tote Taube in metallischem Glanz.

Es sind die kleinen Bilder, die zurückgelassenen Zeichen der Handlungen, die meine Erinnerung bedeutet oder unbedacht zurückläßt.

Ich weiß nicht, wann ich anfang zu versuchen, das Bild des lachenden Kindes durch Bilder von anderen Menschen zu ersetzen. Ich war gefangen von den Vorstellungen, die ich mir von diesem Leben im Süden gemacht hatte oder besser von der Arbeit, mit der ich diese Vorstellungen im wirklichen Erleben überprüfte. In dem steinernen, kleinen Haus in diesem Dorf erfuhr ich, was es heißt, in greifbaren Bildern, deren Kraft verfügbar ist und bleibt, zu erkennen und anzuerkennen, was die Menschen um mich wollen, wünschen, tun - mit mir oder ohne mich, für oder gegen mich. Standpunkte konnten fixiert und aufgegeben werden. In einer Landschaft, die ich langsam als den Ort meiner Liebe begriff, gestaltete sich die Sicht auf ein Leben außerhalb von mir. Ich hatte lange Zeit nur in mir sein können, jetzt war ein Wechsel möglich geworden von innen nach außen, von mir zu dir, im fruchtbar abwägenden Zweifel.

Ich hätte den Stein aus einer der Trockenmauern nehmen können oder aus den Mauern unseres Hauses, aufheben aus der roten Erde der Weinfelder, aus den kalkgrauen Steilwänden des Gorge du Caramy. Der Stein war da, lange bevor ich ihn sah. Er war überall, auf den Wegen, die wir gingen, an den Orten, die durch unsere Aufenthalte zu Orten unserer Zeit wurden.

Ich nahm ihn auf aus dem Wasser jenes kleinen Flusses, an dessen Ufer mir ein Kind zulachte. Der Stein bedeutet mir: Du sollst dir nicht ein Bild machen! Indem ich das Urbild beschreibe, gebärt es neue endliche Reihen von neuen Bildern, um ein neues Abbild des Urbildes zu gebären und damit die Frage, ob das Urbild nicht schon ein Abbild war von einem Urbild und so fort. Wie eine erste Liebe, die vergangen scheint und noch immer dieselbe ist, denn die Liebe kann immer nur sie selbst sein und nicht zum Eigentum von Dir und mir verkommen.

Die Zeit hat das Lachen des Kindes verwandelt innerhalb der Mimik des fast erwachsenen, fragenden, redenden, wissenden Menschen. Zehn Jahre sind vergangen und bedeuten mir den Zeitraum in dem das Bild, das erste Bild sich gänzlich hätte selbst zerstören können.

Es blieb bei mir, aber seine Kraft wird nicht ewig sein, ich weiß das und sehe die Selbständigkeit des Verfalls.

Die Wärme längst erloschener Sonnen, die wir doch noch in aller Wahrheit auf unserer Haut spüren könnten, bezeichnet das Schicksal unserer unvollkommenen Zeitvorstellung, in der wir unser Erleben eingebettet empfinden.

Der Stein fragt, ob der Tod des Subjekts das Bild der realen physischen Veränderung verhindern könnte? Indem er die spätere Überprüfung in der Zeit ausschliesse, hilfreich das erste Bild zu erhalten vermöchte als unveränderbare Tatsache?

Der Stein ist in meinem Kopf, und in meinem Herzen ist das Lachen des Kindes. Der Stein bedeutet mir, den Mann zu befragen, der gefangen ist hinter den Mauern des Gefängnisses und herausgetreten aus sich selbst. Ihm gehört die Liebe nicht und nicht das Leben, nichts, das ich mit diesen Worten zu benennen gewohnt bin.

Wenn ich den Dingen die Namen abnehme, wenn ich durch Verrückungen in der atomaren Ordnung des Steins die Existenz von Andreas Vargas zur Einheit füge, was wird solche Bemühung übriglassen? Die Fotografien auf meinem Tisch zeigen codierte Abbilder der Welt, die ich lesen kann. Jenes Lachen, das mich berührte, ist weder codierbar noch decodierbar, weder als Bild noch in seiner Bedeutung. Sein Bild setzt sich zusammen aus Myriaden von Einzelheiten, die sich in jedem Licht, in das ich es in meiner Vorstellung eintauchen lasse, neu gruppieren.

Die Haut, die Zähne, die Mundwinkel, die Augenfarbe, die feuchte Stirn, Wassertropfen im Licht, eine Haarsträne, die mit einer Kopfbewegung herabfällt über die Augen und zurückgestrichen wird über die Stirn.

Unbedeutende Einzelheiten, jede tausendfach gebrochen in meiner Erinnerung, akkumulieren zum Bedeutungsträger, werden immer neuer Ausgangspunkt dessen, was die Liebe benennt, die zum Ordnungsprinzip wird, indem sie das Werkzeug ist, um zu verstehen, und die Sprache liefert, um zu erzählen.

5.

Der Himmel vor der verlassenen Zelle schien wieder von einem undurchdringlichen Blau, das über die Wände floß, sich ablagerte und eine Nuancierung der Farbigkeit hervorrief, die die Abwesenheit des Bewohners sichtbar zu unterstreichen schien.

Der Tisch wurde herausgehoben aus dem anderen Mobilar und nichts von den wenigen Gebrauchsgegenständen, die in eigener Ordnung auf ihm lagen wie Eßgeschirr, Feuerzeug oder die Zigarettenschachteln neben dem Aschenbecher, wies auf etwas Bestimmtes oder auch Unverhofftes hin. Ja selbst das in dickes, grünes Leder gebundene Buch und zwei hölzerne Bleistifte, die an den äußersten Rand des Tisches gerückt waren, ordneten sich dem Eindruck der Notwendigkeit, der über allem lag, unter.

Das Buch trug deutliche Spuren des Gebrauchs. Sein Einband war mit einer geprägten, goldenen Linie, die sich quer über die Mitte des Buchdeckels zog, verziert. Wobei verziert hier nicht das angemessene Wort ist, denn man maß der Linie eine wenn auch unbe-

kannte Bedeutung zu, die dem Buch kein Geheimnis, wohl aber etwas zu Erfragendes zudiktierte.

Vargas war kurz nach seiner Einlieferung in die Anstalt ruhelos, ja von einem Bewegungstrieb besessen gewesen. Er rannte beständig in dem Geviert des kleinen Raumes umher, machte Liegestütze und Kniebeugen bis zur Erschöpfung, verausgabte sich, bis er ohne Kraft und Atem war.

Er konnte nicht sitzen, nicht liegen, nicht stehen. Er versuchte, im Ansturm die Wand hochzulaufen, wie um einen Blick aus dem Zellenfenster werfen zu können. Er stemmte den einzigen Stuhl im Raum, indem er ihn mit der Hand an einem Bein faßte, so oft der Zellendecke entgegen, bis ihm schwindelte.

Diese Phase dauerte etwa ein dreiviertel Jahr.

Er lehnte alle chemischen Beruhigungsmittel ab, und da er in keiner Weise gefährlich oder aggressiv gegen sich und andere war, ließ man ihn endlich gewähren.

Dann begann er, um sich selbst zu beruhigen, wie er erklärte, die Nahrung zu verweigern. Hierauf folgte eine Phase völliger Apathie, in der er bewegungslos auf dem in die Mitte der Zelle gerückten Stuhl saß, das Gesicht auf die seitliche Zellenwand gerichtet.

Diese beiden Arten von Erregungszuständen oder psychisch-physischen Attraktionen praktizierte er im Wechsel, zusammengenommen wohl an die zwei Jahre lang. Er wurde in dieser Zeit mehrfach einem Psychiater vorgeführt, der jedesmal nur eine relative geistige Gesundheit des Probanden bestätigen konnte und ihn wieder entließ in den Raum seines Überlebens.

Vargas überlebte im direktesten Sinne. Innerhalb des Wechsels dieser Zustände erlebte er noch unbewußt jene anderen Wirklichkeiten an sich selbst, die ihn einmal herausführen sollten aus dem genormten Verständnis von Angst, Freiheit, Schlaf oder Bedürfnissen nach Sexualität, nach Nahrung in Form von Hunger oder Durst.

Er lernte, seinen Körper zu benutzen, als biochemischen Apparat, um attraktive, fast rauschhafte Zustände oder Befindlichkeiten für sich herzustellen.

Die Überproduktion aller Säfte, in erschöpfender körperlicher Anstrengung erzeugt, ließ ihn davonfliegen wie einen Vogel. Die erzwungene Schlaflosigkeit rief seinen Verstand in eine ungekannte Wachheit. Die anschließende Phase des Entzugs brachte ihn in eine nahezu meditative Verfassung, die durch das Fasten zur ruhigen Ekstase wurde.

Er war jener Heilige, den nichts vom Mörder trennt, und er war ein junger Mann zu diesem Zeitpunkt. Sein Körper nahm ihm die Torturen nicht übel. Im Gegenteil, er hatte etwas Athletisches an sich, und seine Wärter bestaunten heimlich seine Kraft und ängstigten sich gleichermaßen vor der Ruhe, die er ausstrahlte, wenn sie seine Zelle betraten. Er sprach wenig und nur, wenn er gefragt wurde, etwa über Dinge, zu denen er die Auskunft nicht verweigern durfte, oder um etwas zu erbitten.

So kam es, daß er eines Tages im Anschluß an eine seiner Phasen der Unbeweglichkeit nach Papier und Schreibzeug verlangte. Er fragte nur ein einziges Mal, und in den folgenden Wochen, die bis zur Entsprechung seines Wunsches vergingen, hätte man meinen können, er hätte bereits vergessen, was er gefordert hatte.

Als man ihm endlich zweihundert Blatt weißen Papiers und zwei Bleistifte aus unlackiertem Zedernholz brachte, legte er alles auf seinen Tisch und schien bald danach schon keine Notiz mehr davon zu nehmen.

Manchmal sahen seine Wärter, daß er an einem der Bleistifte roch oder den Stapel Papier verrückte.

Doch mit der Zeit achteten sie nicht weiter auf die Utensilien, die anfangs auf eine Abwechslung für die Beobachter und im Leben des Gefangenen hingedeutet hatten, indem sie eine, wie auch immer geartete, jedenfalls doch nachvollziehbare Beschäftigung hatten erwarten lassen.

Vargas jedoch begnügte sich damit, seine periodischen Anstrengungen aufzugeben. Er saß an seinem Tisch, drehte Zigaretten, die er in Schachteln packte, rauchte und war in keiner Weise auffällig.

Einer Arbeit innerhalb der Gefängniswerkstätten nachzugehen, lehnte er zu diesem Zeitpunkt ab.

Noch immer schickte der Himmel den Widerschein jenes undurchdringlichen Blaus, das an manchen Frühjahrstagen wie gespannte Seide leuchtet, hinein in die Zelle des Mannes.

Der Tisch, das Bett, der Stuhl standen wie unverrückbar in der vergehenden Zeit, die der Lichteinfall beschrieb.

Das Fenstergitter war ein Schattenriß auf dem Fußboden, der langsam über die Gegenstände gleiten würde, um dann in der Mitte der linken Seitenwand in einer breiten, schräg zum Boden abfallenden Schattenzone zu verschwinden.

So war es um diese Jahreszeit, und etwas später im Jahr würde es anders sein.

Anders war es jeden Tag, wie Vargas wußte, unmerklich doch lesbar anders. Er hatte seine Zeit genutzt, und der ganze Ablauf des Jahres war in seinem Hirn in Form der leicht veränderten Bilder dieser Zeitbeschreibung gespeichert.

So konnte er in seiner Behausung sein, selbst wenn er körperlich abwesend war. Er kannte jeden Augenblick und das Bild jeden Augenblicks von dem Raum, in dem niemand etwas änderte oder berührte.

Sein Raum: eine Zelle, als deren Kern er sich begreifen konnte.

6.

Der Stein ist in meinem Kopf, und in meinem Herzen ist jenes Lachen eines Kindes. Nur mit ihm bin ich imstande gewesen, den Stein zu sehen, ihn zu drehen, zu wenden, zu untersuchen. Dieses Bild, das mich anrührte, flüchtig und doch eindringlich genug, um es bei mir zu behalten, verhinderte, daß ich starb, etwas in mir abstarb zu einer Zeit, als ich in Bedrängnis geriet, teils durch meine Schuld, teils durch die Schuld anderer.

Damals verstand ich, daß ich nicht mehr ich sein sollte. Das Maß der Bilder, die meine Umgebung von mir malte, sollte mein Maß werden, eine unbewiesene Schuld wurde zugeteilt, und mein Schweigen bestätigte das Vorurteil der Selbstgerechten.

Es war ein Vorgang, der als Geschichte nicht zu erzählen lohnt, dessen übertragbare Strukturen der Handlungen, die Menschen gegen Menschen ausführen, mir jedoch die unbeirrbar Ignoranz und eine Moral vorführten, die töten kann.

Aus einem Grund, der mir verborgen blieb, tauchte in diesen Tagen das Bild des Kindes auf aus der Vergangenheit und entwickelte eine Kraft, die mich weiterführte, Fragen stellte und beantwortete: Der ordnende Zugriff der Liebe.

Ich sitze vor dem Haus. Links neben mir führt die steinerne Treppe durchs Sonnenlicht aus dem Schatten des Feigenbaumes heraus in den Schatten des Uhrturms. Bambus wächst unten am Turm, und die Jungen und Mädchen des Dorfs parken hier ihre Motorräder, wenn sie die Pizzeria oberhalb unseres Hauses besuchen. Sie stehen dort unterhalb von mir, diese Fahrzeuge der Lebendigkeit, und ich mag die geräuschvolle Unruhe, die sie bei Aufbruch und Ankunft der Jugendlichen verbreiten, die beständig kommen und gehen und wiederkommen.

Auch das Kind ist unter ihnen. Jahre sind vergangen seit jenem Sommer am Fluß. Sie mag etwa siebzehn Jahre alt sein, und ihr Lachen glänzt noch immer wie ein Sternenhimmel.

Sie kann nichts wissen von dem heilenden Bild, das mich begleitet, und ich weiß nicht, ob es dasselbe Lachen ist, das ich in mir und da vor mir sehe. Du sollst dir kein Bild machen, verstehe ich noch einmal.

Es folgen Tage, Wochen, Monate eines Sommers, in denen sich das neue, wieder und wieder gesehene Bild verfestigt. Einzelbilder legen sich aufeinander wie Gelantineplatten, um schließlich ein einziges zu werden? Nein. Niemals wird der Glanz des ersten Bildes vergehen können, es scheint durch alle neuen, inzwischen in mich gedruckten Bilder des lachenden Mädchens hindurch, und ein vielfältiger Hinweis der Liebe zeichnet die einzelnen Linien in dieser vielschichtigen Kompaktheit nach, gibt dem Ausdruck von Mund, Nase, Augen nun zaghaft unterschiedliche Bedeutungen und ordnet sie dabei leise zu einem Diagramm des Verstehens.

Später weiß ich zu unterscheiden zwischen dem wirklichen Bild und der Wirklichkeit der Bilder.

Meine Gedanken lassen den roten Faden der Zeit aus, lassen ihn wehend zurück in verschachtelten Räumen.

Ich sitze noch immer vor dem Haus, auf der Mauer, unter dem Feigenbaum, wie vor Jahren. Das Mädchen legt ihre Hände von hinten auf meine Schultern. Ich wende meinen Kopf zu ihr hin, und im Schatten des Turms sehe ich ihr kleines Motorrad, allein. Die Pizzeria hat man längst wieder geschlossen, und es ist, als sei nur sie geblieben von all den Jungen und Mädchen.

Sie ist kein Kind mehr, denke ich und bin mir nicht sicher, ob es überhaupt Kinder gibt.

Sie fragt: Gehen wir einen Kaffee trinken, oder wollen sie arbeiten? Nein, sage ich, indem ich aufstehe und meinen Arm um ihre Schultern lege; wir gehen einen Kaffee trinken.

Sie schubst mich lachend die steinerne Treppe hinunter und albernd gehen wir durch die kurze rue de l' horloge zu der Cafétérasse auf dem Platz. Die kleinen Tische stehen im Halbschatten der Platanen. Dort trinken wir unseren Kaffee mit einem Glas Wasser.

Wir sehen uns an, schweigen, lachen, und ein altersloses Verstehen ist zwischen unseren Händen, die aufeinanderliegen. Kinder, die keine sind, denke ich.

Ich erzähle Geschichten. Zum Beispiel wie ich in einem Kibbuz in der Nähe von Haifa Birnen pflückte. Ich erkläre ihr, wie ich dort, ausgerüstet mit einem Drahring, der als Schablone diente, in den Bäumen herumstieg und mit Hilfe dieses Gerätes die Früchte messen mußte, bevor ich sie, wenn sie die entsprechende Größe hatten, abpflückte, vorsichtig, so daß der Stiel an der Frucht blieb, um sie dann behutsam wie ein Neugeborenes in eine Leinentasche zu legen. Dabei lief in einem Abstand hinter den Pflückern Ariel durch die Baumreihen. Seinen Blick in die Äste gerichtet, erkannte er mühelos alle Früchte, die entsprechend groß waren, um gepflückt zu werden von mir oder anderen Arbeitern, aber übersehen worden waren. So rief er beständig: Komm zurück! Und deutete dabei mit seiner großen Hand in die Bäume hinauf zu den vergessenen Früchten.

Ariel mit dem traurigen Blick, den er erst auf die Birnen und dann müde auf mich richtete. Ariel, was der Erleuchtete heißt, griff zuweilen auch selbst in die Bäume, sicher nach der richtigen Frucht. Er bauchte diesen lächerlichen Drahring nicht, der mir die natürliche Freude am Pflücken verdarb.

Sie sagt, "Erzählen sie mir mehr von Ariel", und ich antworte, "ich weiß nichts von ihm, außer, daß er vor vierzig Jahren aus Rußland kam und eine Art Feldflasche, die er damals mitbrachte, noch immer bei sich trägt, wenn er jeden Morgen gegen vier Uhr in die Plantagen fährt."

7.

Gleichzeitig mit dem Donner schießt eine Elster senkrecht hinter dem Dach eines flachen Hauses empor in den graublauen Gewitterhimmel.

Vargas ist dem Vogel so nah, daß er den Atem anhält. Wie durch eine Lupe sieht er das Gefieder der Schwingen scharf, schwarzweiß in die Luft schneiden.

Er ist der Vogel in seiner ganzen Kraft, sieht ein Stück Welt unter sich unbedeutend wie er selbst, abgelöst von der Ganzheit als ein Teil des vorhandenen Unbekannten. Vargas näherte sich hin an die Bilder, die in ihm waren, beweglich wie der Vogelflug.

Auge in Auge mit der Spinne hing er im Netz. Hellgraugrün, waren die Ornamente des Insekts zugleich seine Iris.

Winziger Körper am seidenen, fast unsichtbaren Faden, getroffen vom Windhauch, schwingend in der Schwingung seines Bluts, das sich erinnern mochte.

Seine Muskeln schmerzten, und seine überreizten Nerven verursachten ein Flimmern in seinen Extremitäten. Er erhob sich von seinem Bett, auf dem er gesessen hatte, und begann in der Zelle auf und abzugehen.

Glänzend erhob sich da das Spinnennetz aus seinem Auge heraus auf die Welt, teilte sein Blickfeld in Segmente, die in ihren Eckpunkten mit leuchtenden Zeichen versehen waren, die sich ständig veränderten in Farbe, Form und Größe.

Er sah durch die Gliederung des Netzes von oben her auf die Welt und erkannte ein Maß der Dinge: in den Abständen der Bäume zueinander, in einem gepflügten Acker, dessen linierte Oberfläche ihm in den flachen Kurven der Furchen die Geschichte der Hand beschrieb, die den Pflug geführt hatte.

Seine Aufmerksamkeit galt dabei diesem Raster, das zugleich seine Bilder zerteilte und erklärte. Vielleicht hatte er in diesem Moment die Quadratur des Kreises vor Augen, den Zugriff auf das Unmögliche vollzogen.

Seine Schmerzen bei jedem Schritt waren ihm wie farbige Linien in Koordinaten und Meridianen auf seinen Körper geschrieben. So konnte er gleichzeitig seinen Flugbildern folgen und die Energieströme in seinem Körper beobachten, ja zunehmend sogar einen Zusammenhang herstellen zwischen beidem und indem alles miteinander verschmolz, sein inneres Wohlbefinden allen Grenzen entziehen.

Das bedeutet, Schmerzen waren für ihn nichts als eine Tatsache, indem er sie von jeder Kausalität der physisch körperlichen Realität abzog. Sie beeinträchtigten ihn nicht, sondern lösten Impulse aus, die er nutzte, um beispielsweise ganz abstrakt parallel laufende Linien als Bild zu verstehen, dessen Sinn zu entdecken suchte.

Er besaß die Fähigkeiten, Vorstellungen der Welt von ihren scheinbar zwingenden Zusammenhängen zu erlösen.

Der Geruch von Bohnerwachs und Desinfektionsmittel, der in der Zelle herrschte, ordnete sich vor seinen Augen im Karofeld des vergitterten Fensters, hinter dem ein dunkler Himmel plötzlich zerriß. Die Gerüche und ein abendliches Blau wie aus Kindertagen beim letzten Blick vom Bett aus in den noch hellen Himmel bringen den Mann in sanftem Bogen zurück in die Wirklichkeit des kleinen Raumes, als er an den Tisch tritt und sich eine Zigarette anzündet.

Es ist schön, die lautlose Bewegung einer weißen Wolke zu sehen, die hinter einem Bergkamm verschwindet. Ein Abschied ohne Trauer.

Vargas hatte alle Erinnerungen verlorengegeben. Ganz selbstverständlich hatte sich sein Leben in dieser anderen Art von Lebendigkeit entwickelt, entfaltet wie die Blätter einer beständig sich vergrößernden Blüte.

Die Zeit vor seiner Inhaftierung bleibt im Unbekannten zurück, scheint in Bildern auf die unzusammenhängenden Informationen in die Tage oder Nächte seiner Zelle tragen, sich dort einordnen in die Sicht auf sein Dasein.

Er ist vielleicht kein Mensch mehr, sondern eine andere, fremde Lebendigkeit geworden, dem Leben auf der Spur mit Hilfe aller Fähigkeiten, die erkennbar oder unsichtbar allem Lebendigen zu eigen sind, für den Menschen eines normalen Alltags jedoch keinen vorzüglichen Zusammenhang des Nutzens erkennen lassen.

Er wird noch einige Zeit an dem Tisch sitzen und die Seiten jenes einzigen Buches betrachten, das da vor ihm liegt. Er wird sein Abendbrot in Empfang nehmen, von einer bekannten Hand ohne Gesicht durch die Klappe in der Tür gereicht. Er wird essen und zu Bett gehen.

Ein Pferd steht auf einem Betonpavet, fremd in einem kleinen Innenhof. Weißer Schaum bedeckt die Flanken, und seine nervösen Nüstern zucken.

Da dringt die Hitze der gewaltigen Muskeln in den ruhenden Mann. Die Kraft breitet sich aus in den Bahnen, die sein Blut beschreibt. Er ist nicht mehr er, sondern ein Fremder vor sich selbst.

Er riecht das Tier an sich und fühlt den Herzschlag der Stute in seiner Handfläche, die flach auf seiner Brust liegt.

Er könnte sterben jetzt, wenn er wollte - aber er ist von allem Wollen weit entfernt auf einem Felsplateau, das nach vorne hin in einem Steilhang abfällt. Hinter ihm drängt eine Herde von Artgenossen, gehetzt von schreienden Jägern. Die Männer schwingen Keulen, schleudern Steine, weißgraue, faustgroße Brocken, die dumpf gegen die mächtigen Körper schlagen.

Tosend ist das Geräusch der Hufe und des verzweifelten Wiehorns. Sie bäumen sich auf an der Kante des Abhangs, taumeln, stürzen hinab.

Leiber treffen dumpf auf Leiber.

Mit geborstenen Knochen liegen sie, halbtot nur, aufeinander, ineinander verkeilt am Boden.

Keulen treffen krachend auf die Schädel, und ringsum brennen schon die Feuer der Menschen.

Vargas ist Mensch und Tier zugleich. Pulsierend wie der Herzschlag in seiner Handfläche wechseln der Schmerz und die Lust die Seiten. Der Geruch heißer Steine ist um ihn, und der Geschmack verschmorten Fetts und versengter Häute treibt durch die Ruhe des kleinen Raums. Dann ruft ihn die Wärme, die aus der wollenen Bettdecke aufsteigt, zu sich, erlöst sein Dasein von der unsichtbaren

Gewalt dieser Sinnlichkeit, die ihn mannigfaltig beherrscht und die er zu beherrschen gelernt hat, die er nutzen oder vergessen geben, jedoch nicht verlieren kann.

8.

Mein Bewußtsein ist gefangen unter der durchlöcherter Haut der Nacht. Sich verkriechen wie ein Tier in diesen Sternenhimmel hinein, denke ich.

Ich kann kein Tier mit einem Stein erschlagen. Ich bin das Tier. Der Stein ist in mir.

Im glühenden Mittag liege ich bäuchlings am Rand eines kleinen, fließenden Gewässers im Halbschatten niederer Eichen. Die großen Waldameisen ziehen einzeln an meinem Auge vorbei wie riesige Scherenschnitte.

Ein Flugzeug hat ein gleichschenkelig rechtwinkliges Dreieck in den blauen Äther über mir geschrieben, das sich langsam auflöst.

Neben mir gurgelt das Wasser durch flache Rinnen und stürzt etwa fünfzehn Meter weiter über glatte große Steine in die Tiefe.

Im Liegen sehe ich über den Rand des Wasserfalls hinweg bis zu den Voralpen.

Ich fliege, fliege durch den heißesten Tag dieses Sommers, begleitet vom schreienden Jubel der Zikaden, hinaus aus den Tiefen dunkler Erinnerungen, Nächte, Winter, Jahre ohne Bewußtsein, die man Jugend nennt. Ich ende im freien Fall hinab, zurück auf die Erde, die mich haben will, sehe in das strahlende Gesicht von Anna, meiner Gefährtin, deren Lust an diesem kleinen Paradies schier unendlich ist.

Sie klettert wie eine kleine Ziege durch die Felsen hinab zu dem Becken, in dem sich das Wasser nach dem Fall sammelt. Ich sehe sie von oben darin schwimmen, mir zuwinken. Sie ruft, ich solle nicht zu nah an den Abgrund treten.

Wir brauchen und gebrauchen uns. Dabei ist unsere Liebe eine besondere, veränderliche, bewegliche Tatsache in unser beider Leben seit langer Zeit.

Ich gehe zurück in den Schatten, stelle meine Füße in das fließende Wasser, sehe den Himmel, den Ginster, den Stein. Gelb, blau, grau. Könnte ich ohne den Stein leben? Ohne die Liebe?

Fragen.

Es ist müßig, über Antworten nachzudenken. Antworten sind Selbstzweck rhetorischer, logischer, dialektischer Mühen. Es gibt nur die Frage als unbestreitbaren Vorgang des Denkens.

Es gibt nur Leben, das den Grund der Beweglichkeit des Falters bedeutet so wie die Rhythmik meines Pulses, und es gibt nur Liebe. Nicht immer neue Lieben, sondern immer die einzige trifft uns, mich. Scheinbar oder wirklich modifiziert durch Eifersucht, Sentimentalität, Alter, Distanz und Zufälligkeiten, erscheint über dem Urbild die Variation, verschleiert das Original, macht uns träumen von Realität, Individualismus, Wahrheit.

Ich gehe damit um zum Zeitvertreib. Ich vergesse nicht, kann dabei nicht vergessen. Ich sehe durch alles das erste Bild, die erste Frage, die niemals eine Antwort verlangt, die als Frage die Ewigkeit besitzt und mir nahebringt.

Keine Antworten mehr, sie langweilen mehr als alles andere.

Erst höre ich, dann sehe ich Anna durch die großen Steinbrocken wieder herauf zu mir klettern. Fünfundzwanzig Jahre, ein Vierteljahrhundert gemeinsam verbrachter Zeit, Tage und Nächte, sind ungezählt geblieben. Sie strahlt im Glück dieses Augenblicks, als kühles Wasser von ihren Schultern perlt, und ich bemerke, wie die Zeit stillsteht.

Mag sie anderswo vergehen. Für mich ist die Zeit ein Gebrauchsgegenstand, dessen Schönheit ich pflege. Ich denke nicht, daß Zeit ein relativer Begriff ist, oder doch der Begriff ist relativ, nicht aber Zeit an sich. Zeit ist wie Liebe, wie Leben eine einfache Frage, die keine Antwort will.

Wir reden, rauchen, ich lese. Dann als der Hunger sich meldet, packen wir unsere wenigen Sachen zusammen und gehen zum Auto, das unweit im Schatten großer Schirmpinien steht.

Auf dem Asphalt der Straße ist der eben verlassene Platz schon Erinnerung, erscheint sogar ein wenig unwahr in dem von Nützlichkeit bestimmten Alltag, auf den wir uns hinbewegen.

Ich sitze vor dem Haus, und eine Fliege irrt über meinen braunen, behaarten Handrücken. Die Katze döst im Liegestuhl. Bilder von Bildern.

Ich denke an Alix, das Kind, als ich auf den Kübel mit dem Lavendelbusch schaue, der auf der Terrassenmauer steht.

Es war vor einigen Jahren, als ich eines abends ohne Ziel die schmale Freitreppe hinabstieg und im Vorbeigehen einen Blütenstengel vom Lavendel pflückte. Im Weitergehen dann steckte ich die Blüte an die Lenkstange ihres kleinen Motorrads.

Es wurde ein Ritual. Eine Art von Verständigung begann, die sich frei von Worten gestaltet.

Wir hatten bis zu diesem Zeitpunkt nie miteinander gesprochen. Da war nur dieses mir zugedachte Lachen und der Dank des Lavendels.

Es war an einem Abend des Dorffestes, als sie auf mich zukam. Ich stand nahe der Tanzfläche, den Rücken den Tänzern zugewandt, und sah den Boulespielern zu, ohne das eigentliche Spiel zu verfolgen.

Die Musik dröhnte. Ich trieb ohne besondere Aufmerksamkeit dahin durch den vielfach belebten Abend.

Sie kam über den Platz auf mich zu und blieb vor mir stehen. Als sich ihre kleine, zur Faust geschlossene Hand, die sie mir entgegenstreckte, öffnete, lag darin eine Lavendelblüte.

Sie sagte nur, "das riecht gut", und sah mich an.

"Ja", sagte ich und war ebenso verlegen wie sie.

Wie alt sind sie, fünfunddreißig? fragt sie.

"Zweiundvierzig", antworte ich.

Eine Weile stehen wir noch so da und gehen dann zu dem Ausschank auf der anderen Seite des Platzes.

Ihr Name ist Alix. Wir werden zukünftig miteinander reden, denke ich, als wir schweigend auf unsere Getränke warten. Die wenigen Stühle um uns herum sind alle besetzt, und wir setzen uns auf die niedrige Holzbarriere der Boulebahn.

Die stählernen Kugeln treffen mit dem typischen Geräusch aufeinander, und das Fest dreht sich geräuschvoll um sich selbst, um uns und die Stille, die nur wir bemerken.

"Es ist spät, ich werde zu Bett gehen", sagt sie.

Wir haben unsere Gläser geleert. Sie hält mir ihre Wange entgegen, und ich küsse sie, bevor sie geht.

Es ist der Lavendelstrauch von damals, auf den ich schaue.

Es ist dunkel geworden und angenehm kühl. Ich werde mit Anna zu Abend essen vor dem Haus, unter dem Baum, und um uns werden unsere Erinnerungen sein von heute und gestern und damals, wann immer das war in all diesen Wiederholungen der Sommer, die sich unterscheiden und gleichen im selben Maße.

9.

Vargas ging hinter einem Wärter her durch die kühlen Flure des Gefängnisses hin zu seiner Zelle. Es war ein früher Abend. Er hatte seinen Arbeitstag in der Buchbinderei beendet.

Die Fliesen der Flurböden, auf die er seinen Blick gerichtet hielt, liefen ihm in ihren Quadraten entgegen, zeigten ihm die Geschwindigkeit seiner Bewegung an.

Er war seit Wochen damit beschäftigt, ein Buch mit geometrischen Zeichnungen zu restaurieren. Da die gesamte Fadenheftung und der Einband erneuert werden mußten, war er gezwungen, die einzelnen Lagen voneinander zu lösen, die Blätter zu reinigen und Seite für Seite wieder zusammenzufügen.

Er würde nicht in der Lage gewesen sein zu beschreiben, was er dabei Tag für Tag sah oder dies in einen gedanklichen Zusammenhang zu fügen, der mit dem tatsächlichen Inhalt der illustrierten Handschrift einhergegangen wäre.

Seine Aufmerksamkeit solchen Dingen gegenüber war auch nicht als Interesse zu bezeichnen, vielmehr verband sich da etwas mit etwas anderem: der ihm entgegenlaufende Kachelboden mit seiner Eigenbewegung. Die im passiven Bildbewußtsein seines Hirns verbliebenen Zeichnungen des Buches, dies wiederum mit Geräuschen und deren Intensität, welche mit der variierenden Entfernung zu ihrer Quelle sich maßvoll veränderte.

Vargas stand hinter dem Wärter, der wortlos die Zellentür aufschloß und ihn eintreten ließ. Er bemerkte sogleich einen Temperaturunter-

schied in dem Raum, und sein Blick, trat auf den Schattenriß des Gitterfensters auf der Wand. Er registrierte heftig eine Veränderung.

Eine Ordnung war zerstört, die Orientierung des Mannes in der fließenden Zeit empfindlich verletzt worden.

Gleichzeitig spürte der Wärter wohl auch den Luftzug und sah zum Fenster der Zelle hin.

Eine der Scheiben war zerbrochen. Blut und Federreste an den im Fensterrahmen verbliebenen Scherben deuteten darauf hin, daß ein irritierter Vogel selbst mehr Schaden genommen als angerichtet hatte.

Mit dem Geräusch des Donners schießt eine Elster senkrecht hinter dem Dach eines flachen Hauses empor, hinüber den graublauen Gewitterhimmel. Vargas verbleibt in einer Art Orientierungslosigkeit.

Man hatte die zerbrochene Scheibe vorläufig durch ein Stück Pappdeckel ersetzt, nachdem die restlichen Scherben entfernt worden waren. Der Mann war angesichts der Schatten und Muster, die das Tageslicht auf Boden und Wänden abbildete, in der Lage war, exakt Stunde, Tag und Monat zu benennen. Diese Beweglichkeit der Zeit war für ihn ein System eigenen Werts, welcher sich von der auf der gleichen Basis beruhenden Zeitrechnung seiner Umgebung abgrenzte. Er blieb bis zum Einbruch der Dunkelheit, die ihn erlöste, erstarrt in einer Erschöpfung, die die erzwungene Neuordnung seiner unsichtbar vorhandenen Bilder ihm verursachte.

Als die elektrische Beleuchtung, die zentral eingeschaltet wird, plötzlich den Raum erhellt, spürt der Mann wieder sich selbst. Er sieht Bett, Stuhl, Tisch, darauf seine Utensilien des täglichen Gebrauchs.

Seine Verwirrung ist jenem Eindruck des Vertrauten gewichen, welcher ihn bei aller Ungewöhnlichkeit seiner Wahrnehmungen stützt.

Es ist lange her, seit er nach Papier und Schreibzeug verlangte. Damals mochten ihm seine Erinnerungen noch in greifbarer oder geordneter Weise zur Verfügung gewesen sein und etwas in ihm zur Absicht der schriftlichen oder zeichnerischen Darstellung irgendwelcher mitteilbarer Bezüge zur Welt gedrängt haben.

Der Stapel Papier, den man ihm ausgehändigt hatte, blieb jedoch in solcher Weise ungenutzt auf dem Tisch liegen ebenso die beiden sorgfältig gespitzten Bleistifte.

Vargas saß an dem Tisch, drehte Zigaretten, rauchte, aß und trank. Vielleicht machte er sich damals auf, die Welt zu verlassen? Sein Blick verlor sich dabei in der Weiße des Papiers.

Von Zeit zu Zeit legte er das oberste Blatt des Stapels zuunterst desselben, immer dann, wenn es durch seine alltäglichen Verrichtungen, die sich auf dem Tisch abspielten, verschmutzt war. Darauf besah er wieder die frische Weiße des neuen Blatts, um den Vorgang zu seiner Zeit zu wiederholen.

Hier war der unauffällige Beginn der Formierung eines neuen Seins, welcher sich ohne intellektuelle Zier oder irgendeinen zielgerichteten Ehrgeiz vollzog.

Vargas war ruhig geworden, im klinischen Sinne völlig unauffällig. Seine Umgebung nahm nicht mehr Notiz von seiner Person, seiner Existenz, als dies für den reibungslosen Ablauf der Erfordernisse innerhalb eines Gefängnisses notwendig war.

Er ging auf in einer Metamorphose, die ihm die Austauschbarkeit aller Empfindungen eröffnete.

Dabei fand er Strukturen im Unsichtbaren und Sichtbaren: er erfand vergleichbare Einheiten und übertrug Maße, Formen und Entfernungen auf Greifbares und Unbegreifliches seiner inneren und äußeren Welt.

Seine Freiheit wurde grenzenlos, wahr. Die Scheiben des Fensters waren glänzendes Schwarz. Nur das Feld, das mit dem Kartonstück vernagelt war, blieb hellgrau unausstehlich im Blick des Mannes, dominierte die ganze Zelle.

Er ordnete diesen Eindruck des Raums, der dem gewohnten widersprach, als Sensation ein in die gelagerten Bilder aus ungezählten Stunden, die er zu gleichen Tageszeiten in Betrachtung oder Reflektion dieses Ortes zugebracht hatte.

Vargas hat die Finger seiner rechten Hand in die linke Achselhöhle geschoben. Er spürt die feuchte Wärme. Das ist der Atem einer Stute, auf einem Novemberacker, ein junger Schoß, ein Stück ofenwarmen Brots.

Das elektrische Licht an der Zellendecke ist selbsttätig verloschen. Die Nacht in dem Gefängnis ist erfüllt von den Geräuschen, die wie

aus dem Körper eines riesigen Tiers herausdringen, Mitteilungen, leise Rufe, Klopfzeichen, scharrende, kratzende Laute.

Die Insassen der Zellen suchen den Kontakt miteinander, suchen einander zu erreichen über die ihnen verfügbaren Sprachen, wie verstümmelt diese auch den Nächsten erreichen mochten.

Vargas hört, sieht die Abstände der Klopfzeichen. Die Geschwindigkeit von Rede und Antwort entsteht als ein Geflecht von Linien in seinen Sinnen. Der Inhalt der Mitteilungen interessiert ihn nicht, erreicht ihn nur in Formen und Farben, die sich zu dem einen oder anderen Bild fügen innerhalb eines Ablaufs der von dem Mann Besitz ergriffen hat.

Silbern transparente Spuren von Schnecken in der vergehenden Nacht, die des Tags im Sonnenlicht auf dem Stein glänzen wie flüssiges Blei.

10.

Der Stein in meinem Kopf ist glatter geworden, undurchdringlich und lebendig zugleich. Manchmal ist er ein Vogel, projiziert flatternde Bilder hinter meine Netzhaut.

Keine Gedanken mehr zu haben, die vorwärts oder rückwärts weisen, würde mich erlösen können.

Ich sehe, und die Bilder, die in mich dringen, treffen gegen jene, die mit wildem Flügelschlag den Weg nach draußen suchen.

Die Sprache verklebt die geschlossenen Lider, und die Träume öffnen sie.

Schwere hölzerne Tore: Ich sehe, ohne zu wissen und erwache mit dem Geschmack der Liebe auf meinen Lippen. Ich habe mit Hilfe des Schlafs die zartesten Berührungen wiedererkannt, die ich vergaß mit der Zeit, Berührungen die mich gestern trafen oder vor Jahren?

Ich habe Angst, das erste Bild zu verlieren.

Manchmal kann ich die Welt nicht berühren. Es ist Nachmittag. Ich sitze auf der Mauer vor dem Haus und sehe auf den Berghang des Sabatier mir gegenüber, der völlig im Nebel liegt. Die Sonne darüber ist eine milchig weiße Scheibe gleich dem Mond. Ich spüre den Stamm des Feigenbaums entlang meiner Wirbelsäule.

Ein winziges Insekt läuft auf meinem nackten Fuß. Ich wische mit dem Zeigefinger darüber hinweg, und eine zarte, hellgrüne Spur trocknet zusehends auf meiner Haut, verschwindet, als ob meine Haut die Reste des Tieres frißt.

Ist Leben eine chemisch-physische Reaktion? Betrachtet man zum Beispiel bei Pflanzen einen Bereich, dessen Abstand von der Spitze einer Wurzel oder eines Keims unverändert bleibt, so scheinen die Zellen im Laufe ihrer Entwicklung durch diesen Bereich hindurchzuströmen. Mit Elementen, die sich verlagern und ausdehnen, hat man es aber auch bei strömenden Flüssigkeiten zu tun. Man könnte so daran denken, das Verhalten einer strömenden Flüssigkeit mit dem Wachstum einer Pflanze zu vergleichen!

Da zog Gott sich zur Schöpfung in sich selbst zurück, der Akt *Zim--Zum*. Zurück blieb Gottes Licht *Pleroma*, und aus ihm emanierete *Adam Kadmon*, und aus seinem Mund, seiner Nase, seinen Augen, seinen Ohren strömte das Licht *En Sof*, das Licht der *Sefiroth*, die die Matrix der Welt sind.

Es geschah aber, daß das Licht, das aus den Augen *Adam Kadmons* kam, zu stark war für die Gefäße der *Sefiroth*, die es enthalten sollten, so brachen die sechs Gefäße der unteren *Sefiroth*, und das göttliche Licht ging zurück an seinen Ursprung.

Nur kleinere Teile, die sich mit den Partikeln des Bösen vermischt, blieben zurück.

Das Böse, das vor der Schöpfung ein Teil von Gottes Macht war, erhielt in diesem Prozeß der *Schebirath hakelim*, der der Bruch der Gefäße genannt wird, seine eigene Identität und machte sich in der Welt manifest.

So steht es geschrieben.

Ich weiß, daß Leben eine energetische Intelligenz ist, die alles zu ihrem Nutzen lenkt.

Alix steht vor mir: Ich sitze noch immer auf der Mauer, lege meine Hände auf ihre Hüften, während sie mich zur Begrüßung küßt.

Sie legt ihre Tüte mit Süßigkeiten auf den Terrassentisch, und ich gehe ins Haus, um Espresso zu machen.

Sie kommt jeden Tag, oft mehrmals. Seit jenem Abend, als ich das erste Mal mit ihr sprach, ist ein Jahr vergangen. Damals verließ sie das Dorf einige Tage später, und wir versprachen, uns zu schreiben.

Die Briefe brachten die Nähe, die wir heute zueinander haben, eine Nähe, die dichter wird mit jedem Tag.

Wir sitzen und trinken unseren Kaffee im Schatten des Feigenbaums.

Sie spricht über ihren Vater, der despotisch über ihre Zeit verfügt, der sie zwingt, ihre Wochenenden auf der elterlichen Domaine zu verbringen, der die Familie ohne Frage eines Tages von Le Havre nach hier in den Süden *deportierte*, wie sie sich ausdrückt, und den sie dafür, wie für die seine Handlungen und Kommentare bestimmende Willkür haßt.

Ich sage ihr, es ist nicht schlimmer, einen Vater zu hassen als eine andere Person. Haß wird überwunden mit Hilfe von Zeit und Liebe. Viel schlimmer, weniger leicht überwindbar ist das schlechte Gewissen, das dieser Haß gegen den Vater verursacht.

Ich erzähle von meinem Vater, den ich nie sah und dessen jüdisches Erbe mein Denken und Handeln immer mehr beeinflusst, je älter ich werde.

Während wir sprachen, hat Alix vier kleine, mit Schokolade überzogene Bären, deren Innenleben aus einem weichen Zuckerschäum besteht, aus der Tüte genommen und zwischen uns in einer Reihe auf den Tisch gelegt.

Sie drückt mit ihrem sonnenbraunen Zeigefinger auf einen der Bären. Der ungepflegte Fingernagel rührt mich. Kinderhand?

Dann drückt sie das Zuckertier mit der flachen Hand platt auf den Tisch, hebt es von der Wachstuchdecke ab und tunkt es in den Kaffee, während sie gleichzeitig die andere schokoladenverschmierte Handfläche ableckt.

Dann leckt sie den im Kaffee flüssig gewordenen Schokoladenüberzug von dem jetzt unförmigen Bären steckt ihn anschließend ganz in den Mund, kaut darauf.

All dies tut sie ganz konzentriert mit einem ernsthaften glücklichen Gesichtsausdruck.

Nachdem sie das Gemisch in ihrem Mund mit einem zusätzlichen Schluck Kaffee geschluckt hat, strahlt sie mich an wie die Sonne.

"Gut", sagt sie, und greift nach dem nächsten Bären, nicht ohne mich aufgefordert zu haben, es ihr gleich zu tun. Ich lache. Sie nimmt einen der Bären und schiebt ihn mir einfach in den Mund, was ich erheitert zulasse, genieße wie die ganze Szene, die ich zum wiederholten Mal erlebe und deren sinnliche Freude insgesamt mir gut tut.

Ich sehe sie an, sehe ihr zu, wie sie mit schokoladenverschmier-ten Händen und Mund ihrer genußvollen Tätigkeit mit Eifer folgt.

Sie ist glücklich, gelöst, ganz mit der doppelten Süße des kurzen Zeitraums ausgefüllt, bis die Bären vertilgt sind in dieser fast rituell zu nennenden Handlung. Darauf sieht sie ernst vor sich hin. Kleine geliebte Person.

Wir werden uns unterhalten über Ernstes und Belangloses, über Filme und den Dorfklatsch. Dann wird sie zu ihrem kleinen Motorrad gehen, welches sie jetzt immer auf dem Dorfplatz parkt, am Eingang der Gasse, die zu unserem Haus führt. Ein stolzes Zeichen für die Leute, daß sie ihren großen Freund besucht. Denn natürlich gibt es längst ein Gerede in der kleinen Gemeinschaft hier über uns, das ungleiche, unzertrennliche Paar.

Wir genießen es beide in unterschiedlicher Eitelkeit, die so unterschiedlich vielleicht gar nicht ist?

11.

Der Mann in der Zelle erinnerte sich nicht des Tages, an dem er begriff oder etwas in ihm sich zu der Entschlossenheit formte, die fürderhin sein Dasein bestimmte.

Vargas hatte damals längere Zeit auf der Krankenstation zugebracht. Eine Nierenbeckeninfektion mit Komplikationen führte für ihn zu einer längeren Berührung mit seiner Umwelt, die ihn psychisch stark beanspruchte, seine Genesung verzögerte.

Er hatte sich schließlich entschlossen, die zur Verfügung gestellten Zeitschriften anzusehen. In einer von diesen fand er eine filzige, gelbe Karte, die um eine Spende für das Blindenhilfswerk bat und in die das Alphabet in Brailleschrift eingestanzte war. Er hatte so

seine Zeit ausschließlich der Erkundung dieses Punktesystems zu widmen begonnen. Er hatte das Alphabet schnell gelernt und bald in einer Art Selbstgespräch einzelne Worte buchstabiert, indem er, mit geschlossenen Augen die Finger einer Hand über die Karte führend, dalag und gleichzeitig die Bedeutung eines Worts als Bild und die entsprechende Punktierungsfolge imaginierte.

An dem Tag, als er aus dem Hospital entlassen wurde und in seiner Zelle wieder zu den ihm gewohnten inneren und äußeren Abläufen finden wollte, an diesem Tag, als er an seinen Tisch trat, um die gelbe Karte mit der Brailleschrift darauf abzulegen, fiel sein Blick auf jenen Stapel Schreibpapier, das augenscheinlich seinen Zweck nicht gefunden zu haben schien.

Er wollte, wie es seit langem seine Gewohnheit geworden war, das oberste Blatt, welches voll der Spuren war, die seine alltäglichen Verrichtungen der Tage vor seiner Krankheit darauf hinterlassen hatten, zuunterst des Stapels schieben, seinen Tag mit der frischen Weiße des nächsten Blatts beginnen, als er bemerkte, daß kein frisches Blatt da war. Er hatte den ganzen Stapel der zweihundert Blätter auf diese eigenartige Weise, infolge zur Gewohnheit gewordener Handlung benutzt.

Es mag die vorangegangene intensive Beschäftigung mit der Brailleschrift gewesen sein, die er wiederum so ganz seinem eigentümlichen Umgang mit der sinnlichen Erkundung und Erfahrung seiner verfügbaren Welt einverleibt hatte, die ihm in einem einzigen Augenblick ein Universum von Zeichen entdeckte, das auf den Vorderseiten der Blätter sich eröffnete, die er auseinandergeschoben hatte, in der Hoffnung doch noch ein unbenutztes zu finden.

Er schob, von einer ungewöhnlichen Erregung ergriffen, den Stapel wieder zusammen und blätterte ihn schnell durch, um dann wiederum Seite für Seite zu betrachten und darauf den Stapel erneut ordentlich zusammenzufügen.

Da war etwas objekthaft geworden, ein greifbares Zeichen seines Daseins entstanden, das ihn aufrief, dechiffriert zu werden und so mit ihm zu kommunizieren begann.

Er war dabei, die Spur von etwas Unbestimmten aufzunehmen, das ihn ergriff, ohne daß er es noch verstand.

Er besah die einzelnen verschmierten, befleckten, von kleinen Delen und Abdrücken bedeckten Seiten wieder und wieder, bis er mit einem Mal den ganzen Stapel aufnahm und umdrehte.

Jetzt lagen die noch weißen Rückseiten der Blätter zuoberst hintereinander. Er machte mit dem Bleistift an den linken oberen Rand der noch leeren Seite des ersten Blattes einen senkrechten, kleinen Strich. Damit war begonnen, was seinen alltäglichen Handlungen, wie Essen, Rauchen, sich, an einem Tisch sitzend, mit diesem oder jenem zu beschäftigen, den letzten Rest einer seiner Unschuld raubte, die seinen Systemen der Wahrnehmung noch entzogen existiert hatte. Die subjektiven Ordnungen der Wahrnehmungssysteme, mit denen er bis jetzt eher spielerisch umgegangen war, würden zu einer einzigen übergeordneten Systematik hingeführt werden.

Erkenntnis in einer seltsamen Ausformung zog ein in ein Leben, in die Zelle, die den Mann umschloß. Erkenntnis sollte ihn weiter gefangenhalten, zugleich eine unbegrenzte Freiheit zeigen und endlich auch auflösen?

Vargas begann nun damit, jeden Morgen einen weiteren Strich am oberen Blattrand anzufügen bis zu dem Tag, an dem er entschied, daß das Blatt, mit genügend Spuren seines Alltags versehen, vor ihm lag.

Er zählte dreizehn Striche gleich dreizehn Tage.

Seine Verrichtungen an dem Tisch in der Zelle hatten eine eigene Dimension bekommen - einerseits bemüht, nicht absichtlich etwa das Eßgeschirr auf dem Papier abzustellen oder etwas anderes zu tun, was der Runenschrift auf diesem im Entstehen begriffenen Dokument seiner Zeit bewußt dienlich war, stellte sich andererseits eine nicht mehr zurücknehmende Bewußtheit in seinen Tätigkeiten ein, die anfänglich zumindest dominierte. Dann kam hier die Zeit zur Hilfe.

Vargas verfuhr in einem Dreizehntagerhythmus wie zuvor mit dem Stapel von Blättern, er schob das jeweils oberste Blatt nach genau eben dieser Zeit zu unterst, genau zweitausendsechshundert Mal. Solange dauerte der Prozeß, den ein einziger Augenblick des Erkennens an jenem Tag, als er aus dem Hospital gekommen war, eingeleitet hatte.

Nach zweitausendsechshundert Tagen also, etwas länger als sieben Jahre, genau sieben Jahre, einem Monat und fünfzehn Tagen wie-

derholte sich die Tatsache, daß alle Blätter ihre diesmal jedoch gewollte Bestimmung gefunden hatten.

Innerhalb dieses Zeitraums hatte das Bewußtsein des Mannes begonnen, sich zu entwickeln, um schließlich wie die Raupe aus dem Ei zu schlüpfen, sich winzig, ganz winzig noch von der Erfahrung lenken zu lassen, von Licht und Schatten, Kälte und Wärme, Schlaf und Unruhe, sein vergeistigtes Dasein auszurichten auf die Zufuhr von Nahrung, gefräßig zu werden auf Erkenntnis ohne Benennungen. Die Zeichen seiner Welt, seines Kosmos zu lesen, zu ordnen, einzufügen und zurückzuführen auf die eigene Existenz.

Dann schließlich beginnt das Spinnen jenes Fadens, der den schützenden Kokon bilden soll für die bestimmte Zeit, nach der der Falter die Summe der Schönheit zeigen wird, die mit kurzen Flügelschlägen leidlos Lebendigkeit zeigt. Das Ende wird die absolute Ordnung sein, die in einer Geometrie, die nur das tote Insekt vorzuzeigen vermag, das unbenennbare Maß als Wahrheit der Welt enthüllt.

Erst das tote erstarrte Insekt, aus dessen Summe an ästhetischer Information das Leben entwichen scheint, ist als Zeichen endgültig. Als Zeichen für die unberechenbare, komplexe Ordnung seiner unzählbaren Mitteilungen, seiner an exakte wenn auch unbekanntes Funktionen gebundenen Geometrien, die auf das Unberechenbare hinzeigen.

Vargas begann anhand dieses Manuskripts seines Daseins einzutreten in die Räume einer Unendlichkeit.

Er hatte, ohne das menschlich gültige Maß zu beachten auch ohne dabei ein Ziel oder Ergebnis abzuwarten, an der selbsttätigen Arbeit dieser sonderbaren Aufzeichnungen Anteil gehabt.

Jetzt liegen die zweihundert Blätter, die vierhundert Seiten als Zeugnis seines Daseins vor ihm. Er weiß von dem Unterschied zwischen ihnen, der Zweiteilung, deren Dualität er untersuchen wird. Er wird sich damit beschäftigen, ob der Vergleich der ganz unbewußt entstandenen Zeichen auf der einen Seite der Blätter mit den in bezeichneten Zeitabschnitten bewußt entstandenen einen ablesbaren Unterschied zeigt.

Er ist ganz erstaunt darüber, daß da etwas fertig geworden ist, eine scheinbar selbsttätige Arbeit einen vorläufigen Abschluß gefunden hat und als Produkt objekthaft vor ihm liegt und ihn beschäftigt.

Die Existenz des Mannes hatte einen Gegenstand bekommen, der auch seinen Umraum zu vergegenständlichen begann.

Wahrnehmung griff Platz in den täglichen Abläufen und Handlungen des Insassen der Zelle und ließen ihn mehr und mehr zu deren Kern werden, indem er sich selbst zu definieren begann, seine Handlungen und Gesten über das Vorhandensein von deren Spuren erkannte.

12.

Anna und ich sind wieder an dem kleinen Fluß im Sainte Beame. Der Sommer ist nach dem verregneten Frühjahr mit doppelter Kraft gekommen, und das schmale Flußbett ist trocken bis auf ein Rinnsal, das durch die glatt gewölbten, ausgewaschenen Felsen bis zu dem vor kurzem noch eindrucksvollen Wasserfall gurgelt. Nur einzelne Becken sind noch gefüllt, gespeist von dem durch sie hindurchlaufenden, frischen, vielleicht handbreiten Wasserlauf.

Anna ist bereits ausgezogen und liegt nackt in einem der natürlichen, knietiefen Bassins. Ich setze mich neben einen Wacholderstrauch und rauche. Ich langweile mich.

Immer mehr fühle ich mich überflüssig in der freien Natur, immer seltener bin ich ein Teil von alledem. Ich nehme teil, das ist etwas anderes.

Früher gab es Zeiträume, in denen ich mich dieser Landschaft, der Natur zugehörig fühlte, heute sind es noch Momente, Augenblicke, wo mir dies gelingt.

Ich ziehe mein Hemd aus und lehne mich zurück. Mein Blick fällt auf drei Schirmpinien, deren Kronen sich sanft schwankend asynchron im satten Blau des Himmels bewegen.

Der gegenüberliegende Hang steigt steil an, und indem ich ihn mit meinen Augen hinaufwandere, denke ich, dahinter ist das Meer.

Ich sehe Anna, wie sie sich lang ausgestreckt in die glatte Steinwanne schmiegt, wie sie mit den Händen, die unter der Wasser-

oberfläche heller erscheinen, als im Tageslicht, sanft rudert. Die geschlossenen Augen hält sie der Sonne entgegen.

Ich komme mir bei diesem Anblick noch überflüssiger vor, beneide sie um den Moment des aufgeräumten Glücks im einfachen Genuß von Sonne, Luft und Wasser.

Ich stehe auf, springe durch das kleine Flußbett von Stein zu Stein, beginne den gegenüberliegenden Hang hinaufzusteigen, viel zu schnell.

Er ist steiler, als ich gedacht hatte. Ich schwitze. In halber Höhe halte ich an, sehe hinab.

Anna ist aus dem Wasser gestiegen. In ein Badetuch gewickelt, steht sie da und winkt mir zu. Ich klettere weiter.

Angestrengt erreiche ich die Oberkante des Hangs und sehe auf eine weite Fläche voller Steine, Thymian, Ginster, Rosmarin und Wacholder. Der Mistral ist stark hier oben und treibt mir mit den Gerüchen der Kräuter die Tränen in die Augen.

Ich steige hinab, ohne das Meer gesehen zu haben.

Unten angekommen, dränge ich zum Aufbruch.

Wir kennen uns gut, Anna und ich, ein Vierteljahrhundert sich zu verwunden und zu heilen. Ich weiß, daß ich ihre Freude beschneide, indem ich unsere seltenen Aufenthalte am Fluß, am Meer mit dem unnützen Kommentar, "jetzt habe ich genug" beende.

Sie weiß, daß ich mich nicht mehr wie sie einer zeitlosen Entspannung zu überlassen fähig bin, daß ich den Stein im Kopf habe und von ihm mein, unser Leben dominieren lasse.

Es ist, wie es ist. Rätsel, ein Vogel federlos, Bilder, die in uns sind wie die Angst vor dem Sturm.

Die ersten Schirmpinien sah ich als Kind in Italien. Ich bin, du bist. Ich sammle mich auf, außer- und innerhalb der spröden Reste meiner Gedanken über mich, uns, von mir, den Bedingungen meiner Existenz. Worte.

Wo sind die Bilder? Ihre Ordnungen sind das Maß meines Verstehens. Die Zuordnungen der entstandenen Zeichen bilden die Welt, in der ein wesentlicher Teil von mir zu Hause ist, sie antworten, wenn ich frage, wo ich bin - mit anderen Dingen beschäftigt, werde ich immer weniger.

Die Papuas haben nur ein Wort für Stein - Haus - schlafen - Traum - sich niederlegen.

Irgendwo in den Regenwäldern sagen die Alten: Der Mensch war eingeschlossen im Stein, bevor er sich entschloß, in die Welt zu treten. Stein, Haus, Traum, sich niederlegen, schlafen.

Ich kenne nur mein kleines Leben. Ich sehe keine großen, starken Leben, nicht in meiner Nähe, nicht entfernt von mir.

Es mag an meinem Alter liegen, daß die großen enthusiastischen Entwürfe der Jugend heute in der relativen Entfernung, selbst wenn sie realisiert sind, an Wichtigkeit, nicht an Bedeutung verloren haben.

Ich kenne mein kleines Leben und weiß, wie schwer es wiegt für mich und einige wenige andere.

Den Nachmittag verbringe ich oben im Haus. Die Fensterläden sind halb geschlossen. Ich höre Vivaldis Judith und Holofernes. Die Musik streicht um mich wie der laue Luftzug, der den Fenstervorhang aufbläht, so als ob das Haus atmen würde.

Ich fühle mich wohl in dem Halbdunkel, das leise vibriert mit der Musik, der Hitze, die fast rhythmisch von draußen hereinzuwehen scheint, meinem Herzschlag gleich.

Später werde ich ein Kaninchen für das Abendessen herrichten. Es liegt gehäutet, ausgeweidet, mit einem Bund frischer Kräuter im Bauch unten im Kühlschrank, daneben eine Tasse voll mit seinem Blut.

Anna ist unterwegs. Sie streift durch die Landschaft, vielleicht sitzt sie bei Freunden.

Als sie zurückkommt, habe ich mich, fertig mit Kochen, gerade geduscht und umgezogen. Wir gehen ins Bistro unseren abendlichen Pastis trinken. -

Nach dem Abendessen kommt Alix. Anna und ich, wir sitzen noch vor unseren abgegessenen Tellern auf der Terrasse. Das Kaninchen war gut, die Sauce schwarz vom Blut.

Alix schnuppert in die Küche, fragt, was es zu essen gab.

"Kaninchen", antworte ich.

Sie verzieht das Gesicht, küßt uns und setzt sich mit an den Tisch.

Ich gehe ins Haus, um ihr ein Glas zu holen. Mein Blick fällt auf die handtellergroße Versteinerung einer Schnecke, die im Kamin liegt. Alix fand sie auf unserem ersten gemeinsamen Spaziergang.

Wieder auf der Terrasse, gieße ich der kleinen Freundin Wein ein. "Danke, Monsieur", sagt sie scherzhaft.

Dann beginnt sie zu erzählen von ihrem Tag, ihrer Familie, der Schlankheitskur der Mutter, die beständig irgendwelche grünen Körner isst, und dem Vater, der absolut nichts versteht. Dabei ereifert sie sich, ist ganz bei der Sache, und ihre Wangen röten sich vom Reden und vom Wein.

Sie ist schön. Ich liebe alle Gesichter, die sie zeigte, seit sie ein Kind war, das lachend am anderen Ufer des Flusses stand.

Sie ist eine begabte Erzählerin. Amüsant und lebendig schildert sie ihre Erlebnisse, oder erfindet lustige Geschichten. Wir lachen zu dritt wie Verschwörer.

Ich höre und denke dabei an den ersten Spaziergang, den ich mit ihr machte auf dem Rundweg um den Tankessel, der hinter dem Dorf liegt. Es war schon Herbst, und ich nannte ihr die Namen der bunten Bäume.

Ich spüre den Nacken in meiner Hand. Die Wärme ihrer Haut ist in meiner Handfläche, die Wärme der späten Sonne auf meinem Handrücken.

Ihr nackter, brauner Fuß, der in einem festen Halbschuh steckt, tritt einen Stein aus der roten Erde los. Sie hebt ihn auf. "Für Anna", sagt sie und zeigt mir die versteinerte Schnecke.

Eine Weile trägt sie das Fossil in der Hand. Dann springt sie ein Stück den Abhang seitlich des Wegs hinauf, versteckt den Stein unter einer winzigen Kiefer und sagt, "wir holen es morgen!"

Was in ihrer Art zu sagen meint, so können wir morgen wieder den Spaziergang machen, es gefällt mir!

Sie gebraucht, bedient sich solcher Zeichen, Ersatzhandlungen und Umschreibungen ständig und öffnet sich so ganz und gar, dabei behutsam jene Direktheit vermeidend, die durch Distanzlosigkeit plötzlich eine Beziehung entzaubern kann.

Anna ist zu Bett gegangen und hat uns allein gelassen. Ich erzähle von mir, Alix hört zu. Wir rauchen, schweigen, genießen die warme Nacht. Ihre Augen werden tief wie der schwarze Himmel, in den ich mich verkriechen möchte.

Dann, wie in einem Erwachen, schlägt sie mir kumpelhaft mit der flachen Hand auf den Kopf, sagt: "Ich werde heimfahren."

Sie gibt mir einen Kuß auf die Wange und ist wie jedesmal, wenn sie nach Hause muß, ein wenig traurig.

13.

Vargas hatte die Zeit der Menschen verloren, war losgelöst vom Zählen der Tage, Stunden, Monate oder Jahre. Seine Zeit war aufgegangen in den erfahrenen Einheiten, in die er alle Abläufe seines Daseins gliederte.

Irgendwo in diesem Prozess war der Punkt, wo er über die Tatsache seiner hinterlassenen Spuren erkannte, daß er eingetreten war in einen Raum, der sich auch durch eine andere Zeitauffassung definierte.

Er hatte über die Beschäftigung mit den vielgestaltigen Flecken, Spritzern, Kratzern, Punkten und Linien auf den Blättern seines eigentümlichen Tagebuchs, die er in vergleichenden Betrachtungen in sich aufnahm, seinem fotografischen Gedächtnis zuführte und in sich speicherte, einen Zu- und Ausgang aus und in die Welt der kausalen Ordnungen gefunden, die unsere Menschlichkeit definieren.

Irgendwann hatte er sich zur Arbeit in der Buchbinderei entschlossen. Ob hier bereits der Wunsch seine losen Blätter, die längst zum Instrument seiner Weltordnung geworden waren, eine feste Form als Buch zu geben, der Auslöser war, ist nicht zu ermessen.

Jetzt hatte er das Buch, das ganz und gar durch ihn entstanden war, vor sich auf dem Tisch liegen. Das Buch, das auf seinen vierhundert Seiten die Zeichen seiner Welten festhielt, für ihn zusammenhielt.

Indem er die Seiten betrachtete, bewegte er sich durch einen Kosmos, der sich in Verhältnissen, Zwischenräumen, Relationen von Winkeln, Fluchtpunkten und Vernetzung dieser abstrakten Zusam-

menhänge, der zufälligen Zeichen vor ihm aufgetan hatte und sich durch Koppelung an andere Wahrnehmungen seiner Sinne immer mehr für ihn entschlüsselte und erschloß.

Er hatte alle Seiten des Buches in seinem Gedächtnis zur Verfügung und konnte diese, wie ein transparentes Raster aneinandergesetzt, als eine Ebene mit der Vorder- oder Rückseite über die äußeren und inneren Bilder seiner Welt legen.

Die einzelnen Felder dieses Rastersystems waren dann wiederum austauschbar untereinander und standen zunächst in einer frei flotierenden Beziehung zueinander und zur sichtbaren Welt.

So konnte er den Flug eines Vogels beobachten und dessen Schleifen, Kreise, Beschleunigung und Änderungen in der Höhe der Flugbahn, seine Abstände zu den Gebäuden unter und neben ihm, dies alles ergab einen Ablauf und verband sich mit den Zeichen, die die Rasterfelder ausfüllten.

Die Zeichen in den einzelnen Feldern waren jedoch in seinem Kopf bereits mit feststehenden Verbindungslinien und Markierungen verbunden, die er erarbeitet hatte, als er sich ausschließlich mit dem Unterschied zwischen den selbsttätig und bewußt entstandenen Spuren auf den beiden Seiten der Blätter beschäftigt hatte.

Es ergaben sich so Überschneidungen und Parallelen in den feststehenden und durch den beweglichen Vogelflug projizierten Formen, und somit entstand für den Mann ein Erfahrungsmuster, das ihm Relationen durch Wiederholungen aufzeigte oder Vergleiche von Unvergleichbarem zuließ.

Da waren die Bilder eines frisch gepflügten Feldes, einer Baumreihe entlang eines Weihers oder der Blick auf vorüberziehende Wolken sowie der Vogelflug alle miteinander vergleichbar beim Blick durch das Raster.

Jedes Bild, jeder Ablauf hatte mit den feststehenden Vernetzungen in den Rasterfeldern jeweils Deckungsgleiches und Abweichendes aufzuzeigen, was insgesamt als Information in das Bildbewußtsein des Mannes einging, haften blieb und ihm ein Proportionsmodell der Welt eröffnete, das ebenso unerklärlich wie unberechenbar, ebenso komplex wie auf seine Weise informativ war.

Vargas entdeckte das Geheimnis, das sich den Zahlen entzog, die gemeinhin unsere Weltordnung bestimmen.

Ein Winkel war nicht in Grad zu messen, eine Entfernung nicht in Metern. Ein Winkel war der freie Fall eines Steins ebenso wie die Kopfhaltung eines Pferdes. Die Spanne einer Hand konnte gleichwohl Entfernung bedeuten wie die Kiellinie eines Boots, vom Heck aus bis zu dem Punkt, wo sie sich verliert in der ruhigen Oberfläche eines Gewässers.

Dieser Umgang mit dem sichtbar Unsichtbaren hatte nichts mit der Hellsichtigkeit zu tun, wie sie zum Beispiel von genialen Schachspielern bekannt ist, die innerhalb eines berechenbaren Systems vielleicht zehn Züge, vielleicht ein ganzes Spiel voraussagen vermögen. Vargas war auch kein Gedächtniskünstler der Art, die uns das Unmögliche dank einer abnormen Merkfähigkeit vorführen.

Seine Arbeit war zweckfrei das Erkennen einer Wirklichkeit, genauer der Wirklichkeit vieler Wirklichkeiten. Hier hatten Zahlen keine mathematische Bedeutung, und eine berechenbare Geometrie war dem Mann nutzlos.

Sicherlich hätte man mit irgendwelchen ausgeklügelten Übertragungssystemen und elektronischen Rechnern die visuellen Systeme von Vargas vermessen und berechnen können. Das Ergebnis würde jedoch nichts als eine Berechnung gewesen sein.

Das Geheimnis hätte zwar eine Form bekommen und würde dennoch weiterbestehen. Eine Brauchbarkeit im empirisch wissenschaftlichen Sinn würde aus seinen Erkenntnissen nicht herzuleiten sein und selbst jüngste Überlegungen der Chaostheorie muten gegenüber der komplexen Wahrnehmung des Mannes als Sandkastenspiel an, in dem einige unseres empirischen Forschens müde Wissenschaftler ihre Kraft in die Feststellung von vermuteten Zusammenhängen investieren, deren Nachweis nichts beweist als die Zusammenhänge selbst, ohne das von ihnen ausgehende Geheimnis berühren zu können.

Turmfalken reißen Tauben im Flug. Sichelförmig gräbt sich eine Krallen ins kleine, polternde Taubenherz.

Stille dann, und warm dringt Blut durch das metallisch glänzende Federkleid des noch fast lebendigen Vogels nach draußen.

Tropfen fallen, allein der Schwerkraft, schon nicht mehr dem pulsierenden Leben gehorchend, zu Boden.

Vargas verfolgt die Flugbahn des Blutropfens, die vom Wind und den Flugbewegungen des Falken bestimmt wird.

Ellipsen, Parabeln, Spiralen sind ganz oder in Teilen farbig in sein Raster gedrungen. Flügelschlag, Tod, Kraft, Kampf und das Sonnenlicht, das sich in den Gefiedern bricht, sprechen den zusammenhängenden Satz dieser Szene wie Musik. Schwingungen von Unbenennbarem werden dem Mann vernehmbar, der in der Erregtheit des Beobachters verharret, sieht, festhält und versteht.

Ein weiteres ungezähltes Mal war Dunkelheit vor dem Fenster der Zelle. Vargas schloß das Buch. Sein Blick war noch nicht zurückgekehrt aus dem nächsten seiner Räume. Dann kam die hellgrüne Wand ihm gegenüber langsam näher, und die Geräusche um ihn sagten, daß das elektrische Licht bald verlöschen werde. Er kleidete sich aus, um zu Bett zu gehen.

Die Stupidität der alltäglichen Abläufe hatte das Maß der Ewigkeit, der sichtbaren Ewigkeit, die selbst eine Veränderung durch den Tod nicht mehr vorstellbar werden ließ.

Der Mann hatte keinen Anlaß, die Tage zu zählen, lebenslang, einmal lebenslang, zweimal lebenslang waren Worte ohne Inhalt, wenn man sie begriffen hatte.

Die Lider schwimmen auf dem Augapfel. Gallertartiges Instrument der begrenzten Wahrnehmung. Ein Herz pumpt Blut durch verschlungene Wege. Elektrizität in der grauen Wüste des Hirns regelt ungezählte erkundbare und unerkundete Abläufe des körperlichen Daseins, das meist unbeachtet seiner scheinbaren Selbstverständlichkeit überantwortet bleibt.

Schläfer in der Zelle. Seine Grenzen lagen nicht innerhalb des Bereichs, den wir Leben nennen, er führte kein Leben, sondern Leben führte ihn.

Leben als konzentrierteste Form einer unvorstellbaren Kraft.

Andreas Vargas, ein Name, die Nummer 18081972. Er hatte eine Vergangenheit, eine Gegenwart, eine Zukunft, sagt der Verstand der

uneinsichtigen Beobachter, denen die Auflösung oder Ablösung dieser Kategorien gegeneinander nicht als verfügbare Realität einleuchten mag.

Die Wahrheit des Mannes ist eine andere, fremde, fort- und fortlaufende Gegenwart, die leise wie der Flug des Falters die Welt mit zarten, fliegenden Schatten berührt, die kein Hindernis kennen.

14.

Ein alter Mann steht vor mir. Das geschorene, weiße Haar ist wie ein silberner Schein um den Schädel. Aus dem hageren Gesicht sehen mich zwei dunkle Augen an. Ich habe Angst, weiß, daß dies Andreas Vargas ist.

Wir stehen am Rande eines Abhanges in einer Landschaft, die sich üppig wild ausdehnt.

Von unserem Standpunkt aus sehe ich einen Fluß, der unweit von mir in die Tiefe stürzt. Mein Blick geht über den Rand des Abhangs hinaus. Ich sehe dort, geht es vielleicht tausend Meter tief senkrecht abwärts.

Entfernt von mir geradeaus, links, rechts Tafelberge von etwa gleicher Höhe, aus deren Rändern Flüsse in die Tiefe stürzen. Unten eine unübersehbare grüne Fläche.

Regenwald, denke ich. Ich erkenne die Landschaft wieder. Irgendwo in Südamerika, Venezuela, wo sich diese Tafelberge inmitten des Regenwalds versammelt finden. Auf ihren Plateaus erstrecken sich riesige Landschaften, sie bergen Täler, Hügel, Schluchten, Wälder und Flüsse, die über die Ränder der Hochebenen hinaus in die Tiefe fallen, zu Staub werden auf dem Weg nach unten, wo nichts als unberührter Regenwald ist.

Kein Mensch hat je seinen Fuß hier oben hingesezt in diese Gärten, die dem Himmel so nahe sind.

Der Mann steht nahe vor mir, so nahe, daß er mich berühren könnte. Meine Verwirrung nimmt zu, als er seine Hand ausstreckt. Mir entgegen, aber nicht so als ob ich sie ergreifen sollte.

Ich weiche nicht zurück, weiß, daß ich Opfer sein werde.

Da greift die Hand des Mannes durch meine Schädeldecke und packt den Stein.

Unverletzt und ohne Schmerz bin ich plötzlich erleichtert. Vargas lächelt mich an, und ich sehe auf den rötlich kantigen Stein in seiner Hand.

Ich verstehe, wie er sagt, es ist der Stein, der arbeitet, nicht Du. Ich höre seine Worte, doch seine Lippen bewegen sich nicht, wie ich feststelle, als ich ihn ansehe.

Dann deutet er mit dem Stein in der Hand auf das gewaltige Szenario der Landschaft. Die Welt in der Welt in der Welt, sagt er. Die Menschen haben die Erde verlassen, aber das Leben ist hier geblieben.

Ich verstehe in einer ungeheuren Geschwindigkeit, wie sie niemals vom gesprochenen Wort ausgehen könnte, eine Geschichte, vielleicht die Geschichte.

Begleitet von dreidimensionalen Bildern, die, in Linien aufgelöst, in Schichten hintereinanderliegend, Zeiträume darstellen, im wörtlichen Sinn.

Ich erfahre, losgelöst von allen bekannten Erfahrungen, die mich in meiner Gewohnheit lenken wollen, so etwas wie eine Einsicht in die Indifferenz, die zeigt, daß es keinen selbstbestimmten Sinn in allem Bestreben und Bemühen des Menschen gibt. Vielmehr erkenne ich alle Leistungen, Erkenntnisse und deren praktische Ergebnisse, beginnend mit der biologischen Evolution, als von einer einzigen Kraft gelenkt und bestimmt dem Leben.

Dabei stellt sich Leben als eine energetische Intelligenz dar, unstofflich und gewaltig, zielgerichtet auf Expansion um jeden Preis.

Ich erkenne Religionen, durchlebe Philosophien, verstehe in ihnen die Hilflosigkeit, die sich bemüht, den einzigen Punkt, der deckungsgleich in allen aufscheint, zu erklären, zu definieren. Energie, Gott, Kraft, Nichts, Leben.

Die einzige unerklärliche Tatsache, daß sich die Zelle teilt, ist als Kulminationspunkt wie eine schöne, einfache Form in der Mitte der Bilder.

Ich sehe Menschen, die Unsterblichkeit erlangt haben durch geniale Manipulationen an Körper und Geist, weiß plötzlich, daß der Mensch nie das Maß aller Dinge war.

Der Mensch erscheint als das Instrument des Lebens, jener Intelligenz, die unvorstellbar bleibt und die die Entwicklung des Tieres vorantrieb bis zur Höchstleistung von Körper und Intellekt, allein zu dem Zweck, die Erde verlassen zu können, sich weiter auszubreiten im Kosmos, um in dessen Unentdeckbarkeit in endlosen Variationen wieder und wieder der eigenen Kraft Gestalt zu geben, ohne weiteren Sinn oder begründbaren Zweck.

Ich umkreise wie im Flug die menschenleere Welt und erkenne ihre Lebendigkeit, die von den entferntesten Gestirnen ebenso herüberscheint. Ich sehe wieder auf die Landschaft der Tafelberge, der Wasserfälle, deren Geräusch meine ganze Reise begleitete, sehe auf den Regenwald unter mir, der mich wie eine dunkelgrüne, bewegliche Masse aufsaugen will.

Der Mann ist verschwunden.

Der Stein ist in meinem Kopf. Ich sitze mit Anna am Frühstückstisch und bin versucht, ihr den Traum zu erzählen. Noch erschöpft von der Reise, von der Angst beim Erwachen, lasse ich ab davon. Ich bleibe gefangen in den Bildern, deren linearen Auflösungen und Farben. Die Eindringlichkeit des Erlebten, an dessen Realität kein Zweifel besteht, auch wenn diese nicht die Realität des Tages ist, sondern eine andere, ebenso bedeutsame, macht mich unfähig zu sprechen.

Die Erinnerung an Details des Geträumten holt mich ein im hellen Licht des Tags: das erste Bild des Kindes am Fluß, die Linien des Lächelns, Ein durchscheinendes, vielwandiges Gefäß, zeigt alle Bilder des Gesichts von Alix. Durch alle Vielschichtigkeit sichtbar bleibt ein Diagramm des Lächelns, als erstes Bild.

Der Eindruck von einer undeutbaren Vieldimensionalität erhielt sich im Wachzustand, verband sich mit den Äußerungen des Mannes, deren Logik sich ebenfalls über den Traum hinaus aufrecht erhalten wollte, ohne daß ich ihren Inhalt hätte wiederholen können.

Ich erinnere mich auch an abstrakte Bilder, die ineinanderflossen, zu seltsamen Landschaften. Dann war ich selbst ein Kind im Schneideratelier meiner Mutter, wo aus Teilen ein Neues entstand.

Ich hörte gesprochene Texte und sah dazugehörige Abbildungen, verwoben mit Empfundenern, des mir nicht wiederholbar zur Verfügung ist, Bilder, die nur nachklingen, die dem Erlebten Farbe und Ton geben.

Im Flug erlebte ich Schmerz, Trauer und Freude als sichtbare Strukturen, und alles gemeinsam ergab eine absolut selbstverständliche Einheit.

In der Rückbesinnung auf den Traum sehe ich Alix und das Lächeln als einen Schlüssel für das Erlebte insgesamt, nur die Tür, zu der er paßte, ist jetzt im wachen Bewußtsein verloren. Die Tür zurück in diese Gleichzeitigkeit ist unsichtbar geworden.

Die Wirklichkeit des Alltäglichen zog mich nur langsam in den Tag hinein, zurück in die sonnendurchpulste, kleine Welt, die mich wiedererkannte und berührte mit ihren Gerüchen und Geräuschen.

Ich sitze wie so oft auf der Terrassenmauer, und der Stamm des Feigenbaums, den ich entlang der Wirbelsäule spüre, ist wie ein Verbindungsstück zwischen Erde und Himmel.

Anna ist dabei, das Türfenster ihres Hauses zu restaurieren. Ich sehe von meinem Platz aus zu, wie ihre Hände geschickt das alte Piniensholz freilegen unter vielen Schichten von Farbe, es dann weiterbehandeln mit Sandpapier und Leinöl.

Mein Blick fällt auf einen Pflanzkübel, in dem unter einem Rosmarinbäumchen die versteinerte Schnecke liegt, die den Anlaß für den zweiten Spaziergang mit Alix vorgab und die irgendwie aus dem Kamin dorthin gelangte.

Ich nehme die equiangulare Spirale des Schneckenhauses auf und vor meinem geistigen Auge schiebt sich die Spirale des Archimedes darüber.

Durch dieses Diagramm gelange ich vollends aus meinem Traum, bin auf dem Spaziergang mit der Freundin, der uns auf ihren Wunsch hin den Rundweg verlassen ließ, um einem kleinen, trockenen Bachlauf zu folgen.

Vorbei an großen Kissen von grünem Gras und schulterhohen Felsbrocken. Hinein in eine kleine, von Bäumen verdunkelte Wildnis, wo nichts um uns wirklicher war als die Schreie der Wildtauben, die wir aufscheuchten, und der Geruch großer, gelber Pilze, die Alix in ihrer Hand zerdrückte.

Ich fand dort eine Erregung wieder, die ich aus Kindertagen kannte. Jetzt in der Erinnerung erkenne ich eine erotische Empfindung, die eine bestimmte Art von Freiheit, die man sich einfach nimmt, begleitet und ein Anzeichen ist für den Mut der Liebe, die ebenso unstofflich und radikal wie Leben ist und als einzige menschliche Eigenschaft dessen Sinnlosigkeit hinterfragen darf.

15.

Vargas war in der Buchbinderei damit beschäftigt, eine Edition bibliophiler Bände, die neben lyrischen Texten Originalradierungen zeitgenössischer Künstler enthielten, zu restaurieren.

Die Arbeit war langwierig. Da mußten Teile des Papiers ersetzt werden, braune Ränder, die ein Wasserschaden verursacht hatte, gebleicht und eine spezielle, japanische Heftung erneuert werden. Er war schon seit Wochen damit beschäftigt und hatte doch wenig von dem Inhalt der Bücher und dessen Zusammenhang in den einzelnen Bänden wahrgenommen.

Seine Hände glitten hin, tasteten über die verschiedenen Materialien, die kleinen Knoten der Fadenheftung, die Struktur der verschiedenen Papiere, wie Sonnenstrahlen, die alles berühren und verlassen ohne Hast.

An einem Vormittag jedoch, als er mit der Handfläche eine Seite glattstrich, spürte er plötzlich einen Widerstand.

Seine Finger begannen zu tasten und erfühlten die Linien einer Abbildung. Es war eine Kaltnadelradierung, die in neoexpressionistischer Manier einen Vogel darstellte.

Der Künstler hatte mit kräftigem Duktus vehement die Kupferplatte bearbeitet, und das vor dem Druck befeuchtete Büttenpapier war weich, tief in die Rillen der vertieften Zeichnung gedrungen.

Die Grate, die an den Rändern der eingeritzten Linien im Metall entstehen, hatten wiederum tiefe Furchen im Papier gebildet.

Vargas kannte keine Kunst und erspürte hier nur die Kraft, die sich vom Menschen auf das Papier übertragen hatte.

Das Bild des Vogels stand auf dem Kopf, und der Mann entzifferte nur wenig vom natürlichen Abbild. Dies erleichterte es ihm, seinem Interesse an dem Geflecht der Linien ganz frei nachzugehen. Er saß und las mit den Fingerspitzen zuerst, dann mit den Augen den Kanon von hell dunkel, weit / eng, dicht / aufgelöst, von den Abständen und der Intensität der Striche, von Kurven, Winkeln und zufälligen Zeichen, die weder zum einen noch zum anderen gehören wollten.

Er war geübt durch die jahrelange Beschäftigung mit seinem Buch der Spuren und etwas sagte ihm, es sei da ein Zusammenhang mit diesen und den Abbildungen der Bücher, die er gerade bearbeitete.

Er nahm sich die anderen Bücher her, betastete Seite um Seite, sah und ordnete alles in der Topographie seiner Raster-hastig, erregt, vorläufig.

Da waren ihm außerhalb seiner ureigensten Vereinnahmung der Welt plötzlich menschliche Spuren begegnet, die es zu erlauben schienen, durch eine Gemeinsamkeit untereinander und mit seinen Abbildern des Daseins einen Zusammenhang zu zeigen, ihn von sich weg zu führen zu Bedeutungen, die außerhalb seiner autistischen Wahrnehmungen lagen und dabei doch gerade diesen Wahrnehmungen eine neue Dimension von Bedeutung verleihen wollten.

So wie er an jenem Tag, als er die verschmutzten Blätter als eine Aufzeichnung seines Daseins erkannte, aus sich herausgetreten war, so tat sein Bewußtsein jetzt angesichts der Äußerungen von Menschen, die als bildende Künstler ein Abbild ihrer Weltsicht zu vermitteln suchen, einen Schritt hin zu verbindlich existierenden, wenn auch unbenennbaren harmonischen Zusammenhängen in der Darstellung, von gedachten oder erlebten Bildern, die ihm die Existenz einer Gemeinsamkeit des Lebendigen bestätigen.

Er hatte im Laufe seiner Arbeit unzählig viele Abbildungen aus verschiedenen Büchern der verschiedensten Bereiche, die durch seine Hände gingen, entnommen. Sie in seinem Gedächtnis sammelt, ohne ihnen einen festen Platz geben. Er hatte diese Bilder im eher spielerischen Umgang mit anderen sinnlichen Wahrnehmungen

gen gekoppelt, sie in seinem imaginären Raster aufgelöst und vernetzt.

Jetzt setzte sich diese imaginäre Maschinerie der Überlieferung mit einer unvermuteten Heftigkeit in Gang, um alles neu zu ordnen.

Die ungeheuerliche sinnliche Aufmerksamkeit des Mannes hatte in den sichtbaren Strukturen der Radierungen eine Ordnung wiedererkannt, die er aus seinen Untersuchungen der verschiedenen Zeichen mit Hilfe seiner Raster kannte.

Ein natürliches Gefüge von Einheiten, gegliedert durch Abstände, Entfernungen und Positionen markanter Punkte zueinander, zeigte sich ihm wie ein Schlüssel, mit dem er alles bisher Gespeicherte decodieren zu können schien.

Vargas verfiel in einen anhaltenden Zustand fiebriger Erregung. Er sollte von seiner Arbeit befreit werden, was er jedoch ablehnte, da dies ihn von den Objekten seiner neuen Erkenntnis getrennt hätte.

In den nächsten Wochen und Monaten eröffnete ihm ein Orkus von plötzlich wieder verfügbaren Erinnerungen, die bis in seine Kindheit reichten, einen Blick hinein und hinaus in die Welt, die ihm bis jetzt nur mehr in reichen Rudimenten die er segmentiert hatte, verfügbar gewesen war, um in diesen Segmenten zu lesen.

Jetzt ordnete er alles unter einer erkannten Maßstäblichkeit, die zwar keine Zahlen kannte aber verbindliche Relationen.

Er hatte Bilder zur Verfügung und deren Strukturen, er trennte und vereinte, sammelte und ordnete.

Er wußte weder etwas von den Bemühungen Leonardos oder Dürers, er kannte nicht die Berechnungen der Renaissance oder der Antike, er erkannte allein anhand der Erfahrung seiner Sinne die ordnenden Kräfte, die den Mühlen der Welt einen Zusammenhang verleihen.

Tisch und Stuhl ordneten sich dem Maß des Menschen unter. Baum, Vogel, Stein gehörten zu Sonne, Luft, Erde. Dies war einfach, doch die Beziehung der Dinge untereinander war etwas anderes.

So wie die Schuppen des Fisches sich gegen die Ordnung des Schachtelhalms im Begriff der Beweglichkeit treffen mögen, so wa-

ren die Abstände der Zaunpfosten um eine Weide und die Abstände der Obstbäume darauf durch eine Relation verbunden, die sich in dem Rhythmus der Verästelungen der Pflanzen ebenso spiegelt wie in den Schritten eines Menschen.

Ein Mann rammt hölzerne Scheite in die Erde, und ein Bussard hoch im Himmel zieht seine Kreise über dem Bild.

Die Spirale des Vogelflugs verbindet alles bis zu dem Opfer des Raubvogels hin, das sich in dem Kreis bewegt, in dem die Früchte vom Baum auf den Boden gefallen sind.

Der Vogel stößt vom Himmel herab, der Mann unterbricht seine Arbeit.

Vargas sieht den Hasen und die Mulde, die der Form des Tierkörpers entspricht. Diagramme von Venengeflechten und Muskelsträngen, Quer- und Längsschnitte von Pflanzen, Pläne von Gärten, Palästen und Maschinen, alles, was in langen Jahren aus den Büchern unbewußt in ihn hineingewachsen war, fand plötzlich Entsprechungen.

Er streift als junger Mann, dem Flußlauf folgend, durchs Schilfrohr. Ein großer, toter Barsch schimmert im sumpfigen Braun des Bodens.

Mit den Fingernägeln streicht er die Fischseite entlang, gegen die Schuppen.

Er bricht das Rohr, es duftet süßlich. Seine Füße versinken im Uferschlamm. Spuren.

Der Wind bewegt das Schilf, kräuselt die Oberfläche des Wassers. Er gräbt mit einem Messer eine Grube, schneidet die Erde, legt den Fisch hinein, ohne ihn zu bedecken.

Er sieht den silbernen Körper in dem dunklen Rechteck. Er sieht die Strömung am Uferrand entgegen der Richtung des Flußlaufs sich bewegen. Er sieht die Trichter von Strudeln wie schwarze Löcher in der Oberfläche des trägen Flusses.

Mit dem gebrochenen Schilfrohr bohrt er ein Loch in den toten Fisch, zieht das Rohr aus dem Fischleib, stößt es in die Erde, es bricht. Er stößt das in seiner Hand verbliebene Stück daneben. Er bückt

sich zu dem Fischgrab hin und trifft mit der Wange auf einen der Schilfstöcke, schreckt zurück.

Seine Hand fährt zu der verletzten Stelle im Gesicht, fühlt feuchte Wärme, Blut.

Der Fisch ist kalt, das Loch im Fischkörper weißrosa, ohne Blut. Er hält seine Hand in das Wasser, das am Ufer fast still steht, und sieht, wie das abgewischte Blut in fadendünnen Schlieren sich von der Handfläche löst und verschwindet.

Es verschwindet auch das bunte Bild der Erinnerung, und zurück bleibt das Gefühl des Widerstands, den der Fischleib beim Durchbohren bot, im Gegensatz dazu die weiche Erde.

Die Geschwindigkeit des Wasserlaufs bleibt so gegenwärtig wie der helle Tag vor dem Gitterfenster, ebenso der Geruch des Schilfs und des dumpfen Morasts, die Abmessung der Grube und das Gefühl, wie das Messer in die Erde schnitt.

Vargas verstand, daß die Linien auf der Radierung all das bedeuten wollten, was um das Bild des Vogels ist, daß sie in ihrer Gesamtheit kundtun, was bleibt, wenn die Abbilder längst verschwunden sind. Er versuchte nicht zu ergründen.

Sein Kosmos hatte ein anderes Ausmaß angenommen, das eine neue Ordnung verlangte.

In der Welt draußen würde er, solchen Erkenntnissen folgend, ein Visionär gewesen sein. Hier jedoch, wo er die Freiheit fand, die Welt als einen Organismus zu begreifen, konnte er der tätige Kern einer Zelle sein.

16.

Alix liegt im Liegestuhl und drückt ganz konzentriert grüne Rosenblätter in den rauhen Putz der Hauswand. Ein Glas mit giftgrünem Pfefferminzsirup steht auf dem Betonboden neben ihr.

Ich sitze, ein Glas Perrier vor mir, am Terrassentisch und rauche, sehe sie an, ihr zu bei der kindlichen Beschäftigung, der sie da so ernst nachgeht.

Ich frage sie: "Was würdest du mitnehmen, wenn du morgen, sagen wir für ein Jahr, nach Irland gehen müßtest?"

Ohne zu überlegen, antwortet sie: "Die Telefonnummer von Guillaume, einem Freund, das Gemälde mit der Hand, ein Geschenk von

mir, ihre Adresse und Roland Barthes Fragmente einer Sprache der Liebe." Ich frage: "Was würdest du tun, wenn du in sechs Monaten sterben müßtest?"

"Mich töten", sagt sie.

Ich sehe über sie hinweg, über die Dächer und auf den Sabatier dahinter.

Die Mittagssonne fließt zwischen das Grün des Berghangs auf die weißen Felsen dazwischen und versinkt in deren harten Schatten. Alix sagt: "Erzählen sie mir, wie ich war, als ich klein war."

Ich lache, sage: "Ich kannte dich nur vom Sehen. Du warst für mich wegen deines Lachens, das so offen wie der Sommerhimmel ist, immer auffallend. Ich sah dich gerne an, sah dir gerne zu, wenn du zum Beispiel unermüdlich in den Fluß sprangst am gousse bleu."

Sie ist aufgestanden und steigt auf die Terrassenmauer.

"Soll ich springen", fragt sie.

Es geht da etwa vier Meter tief hinab.

"Nein", sage ich, indem ich hinter sie trete und von hinten ihre Knie umfasse, die sich in Höhe meiner Brust befinden. "Du wirst dir wehtun."

Sie stößt einen verächtlichen Laut aus, dreht sich um, stützt ihre Hände auf meine Schultern und springt zu mir herab. Einen kurzen Moment halten wir uns in den Armen.

"Es ist vier", sagt sie, "die Bäckerei ist wieder geöffnet, ich werde Bonbons holen."

Sie springt die Steintreppe hinab und verschwindet in der Gasse zum Platz hin. Allein auf der Terrasse, denke ich, wie gut unsere Träume sind und wieviel besser es ist, wenn wir sie berühren können.

Alix kommt zurück, strahlend die Bonbontüte in der Hand.

Sie setzt sich zu mir an den Tisch und schüttet den Inhalt der Tüte aus: Lakritzen in verschiedener Form, bunte Kugeln, grüne, lange Streifen, die wie Gummibänder aussehen, und gefüllte Schokoladenstücke. Sie gruppiert alles um ein in Staniol verpacktes Ei. Dann schiebt sie sich schnell ein Bonbon nach dem anderen in den Mund.

Kauend schlägt sie vorsichtig mit der flachen Hand auf das Schokoladenei, welches sie ausgepackt hat. Es bricht hohl auseinander.

Darin befinden sich kleinste Plastikteile und Aufkleber samt einer winzig gedruckten Konstruktionsanleitung.

Zufrieden stellt sie fest, daß es sich um ein Flugzeug handelt, welches zu montieren ist. Sie haßt es, in den Eiern Dinge zu finden, die nicht mechanisch sind, sich nach der Montage nicht in irgendeiner Weise bewegen lassen.

Weiter kauend, beginnt sie mit Eifer in Windeseile die Montage des Spielzeugs, beißt mit den Zähnen die winzigen Plastikteile auseinander, steckt und drückt sie zusammen.

Hin und wieder nimmt sie die Montageanleitung hoch, um sich zu vergewissern, und zum Schluß beklebt sie das kleine, runde, dicke Flugzeug, dessen Räder und Propeller beweglich sind, mit den bunten, beigegebenen Zeichen. Fertig steht es vor uns wie zum Abflug bereit in einen Zeichentrickfilm.

Zufrieden schiebt sie es hin und her und schenkt es mir.

Die Bonbons sind fast aufgegessen. Sie steckt sich ein weiteres in den Mund, stöhnt, lehnt sich im Stuhl zurück, spreizt die Beine gestreckt von sich.

Dann öffnet sie den obersten Knopf ihrer Jeans, hebt ihr T-Shirt hoch und streckt mir ihren nackten, schönen Bauch entgegen.

Sie schlägt sich noch immer kauend, mit der Hand auf den Bauch und sagt: "Mir ist schlecht, kann ich ein Glas Wasser haben, bitte?"

Ich bringe ihr das Wasser und setze mich wieder.

Sie steckt die restlichen Süßigkeiten in die Tüte zurück, verschließt diese mit einem Ausdruck von Endgültigkeit im Gesicht und schiebt sie über den Tisch von sich weg.

Ich lege meine Hand auf ihre. Sie beugt sich vor und legt die Stirn auf meinen Handrücken.

Dann richtet sie sich wieder auf und schüttelt heftig mit dem Kopf, so daß ihr das Haar ins Gesicht fällt, die Augen bedeckt.

Mit beiden Händen streicht sie ihr Haar zurück über die Stirn, stützt ihr Kinn in die Handfläche und sagt, "was machen wir jetzt?"

Ich bin gefangen von ihren Gesten und Gebärden einer brüsken Zärtlichkeit. Alix bringt von mir ungelebte Teile der Kindheit in die Gegenwart zurück. Ich liebe sie dafür und für das Gefühl, niemand sein zu müssen außer ich selbst in der Zeit, die ich mit ihr verbringe.

"Es ist noch zu früh zum Pastistinken", sage ich.

"On s'en fou", antwortet sie, und zieht mich an der Hand von meinem Sitz hoch.

Wir gehen hinunter zu der Terrasse des Cafés auf dem Dorfplatz, die noch in der vollen Sonne liegt. Nur zwei Tische sind im Platanenschatten, an einem davon setzen wir uns nieder.

Ich signalisiere dem Wirt durch die geschlossene Glastür hindurch unsere Bestellung, zwei 51.

Als die Getränke gebracht werden, kramt Alix in ihrer Hosentasche und bringt eine Hand voll Kleingeld zum Vorschein. Sie legt alles auf die Tischplatte und sagt, "hier, das ist alles, was ich habe." Ich lege den fehlenden Rest dazu.

Wir rauchen, trinken den Pastis und albern über die Leute, die vorübergehen, die grüßen oder nicht, die an unseren Tisch treten, um ein kurzes Wort zu wechseln, oder uns nur neugierig beobachten, wie wir zu ungewohnter Zeit unseren Anisschnaps trinken.

Dann erzählt Alix von ihrem "faux père", einer imaginären Person, die die Züge eines Rockidols trägt und auf eine wunderbare Weise ihr Vater ist in ihrer Phantasie.

Die Mutter ist in diesem Spiel die wirkliche Mutter, die, von dem "faux père" geschieden, mit dem derzeitigen und echten Vater lebt. Ihre Geschichte ist logisch, durchdacht, hat auf alle Fragen eine Antwort.

Dieser falsche Vater ist natürlich das ganze Gegenteil zum wenig geliebten leiblichen Vater. Sein einziger Mangel ist Zeit, womit sich erklärt, daß sie ihn nie sieht.

Aber es gibt lange Telefonate, und wenn sie ihre Abiturprüfung besteht, darf sie zur Belohnung bei ihm in Amerika leben - Motivation genug, fleißig zu lernen. Dann beschreibt sie sein Haus, seine Freunde.

Ich höre interessiert zu und stelle meine Fragen so, als ob er leibhaftig existiere, dieser Wunschvater, und irgendwie ist es ja auch so. Es macht bei der Schlüssigkeit der konstruierten Geschichte keinen Unterschied, ob da nun wirklich einer in Kalifornien sitzt oder nicht.

Ich denke an die Geschichte mit meinem eigenen Vater, den ich nie bewußt persönlich kennenlernte, der in New York lebte und begraben ist und gerade durch seine Abwesenheit, die Erzählungen und meine daran gekoppelten Vorstellungen sehr präsent und prägend für mich war und bis heute blieb.

Ich erzähle ihr davon, und wir sind uns beide einig über die Fragwürdigkeit dessen, was als verbürgte Realität zu begreifen, die

Welt uns zwingen will. Unausgesprochen ist ein Einverständnis zwischen uns über die Wahrheit der Träume.

Wir haben lange geredet, beide.

Es ist Abend geworden, die angestammte Stunde des Aperitivs hat uns eingeholt und ist vorübergegangen. Es wird kühl. Die Terrasse hat sich zwischenzeitlich dicht besetzt, wieder geleert.

Anna war während unseres Gesprächs vorübergegangen, mit Zementstaub bedeckt, kam sie von ihrer Baustelle und hatte uns zugewinkt.

Ich bin müde. Es strengt mich an, so ausgedehnt in der fremden Sprache zu reden.

Auch Alix ist müde. Sie sagt, "ich werde ein heißes Bad nehmen und nach dem Essen früh zu Bett gehen."

Dann gehen wir gemeinsam zu ihrem Motorrad und verabschieden uns. "Passe à l'ombre", sage ich scherzhaft und sehe ihr nach, wie sie über den Platz davonfährt.

Ich biege ein in die kaum zwanzig Schritte lange Gasse zu unserem Haus. Anna liegt im Liegestuhl, ein Glas Pastis steht neben ihr auf dem Betonboden der Terrasse.

Ich lehne mich an die Mauer und frage nach den Fortschritten der Arbeiten an ihrem Haus. Wir sprechen über Dinge, die getan werden müssen, morgen, übermorgen, überhaupt.

Anna fragt: "Essen wir drinnen oder draußen?"

"Draußen", antworte ich und denke an das Ende des Sommers, das nicht weit ist und bedeutet, daß wir zurück in die Stadt gehen werden, in geheizten Räumen leben müssen und nicht wissen werden, wie dies ohne unsere Träume möglich wäre.

17.

"Wir sind sterblich dort, wo wir lieblos sind, unsterblich dort, wo wir lieben."

Der ordnende Zugriff der Liebe ist gerichtet auf das Chaos der Realitäten, die uns begleiten in Traum, Gegenwart, Erinnerung. - Wo ist für einen Mann wie Andreas Vargas dieser ordnende Zugriff von Bedeutung, oder ist er bedeutungslos geworden?

Vargas liebt. Er liebt seine Erfahrungen und über diese die Welt seiner Einsicht, die sich nicht entzieht, sondern immer weiter erschließt in einem Prozeß, in dem er ganz unsentimental aufgeht, sich verbraucht ohne Sehnsucht. Er fand einen Gleichklang mit der Existenz aller möglichen Wirklichkeiten, die er ohne Ausnahme als wahr und berührbar erlebt.

Er hatte durch eine Tat, deren Folge seine Inhaftierung war, die Welt in ihren geläufigen Zusammenhängen verloren und sich über selbsttätige Entwicklungen neu erkannt.

Es hatten sich Welten eröffnet von unbegrenztem Ausmaß, mit denen er eins wurde. So war er in ein Dasein getreten, in dem die Trennung der Realitäten, die unsere Leben determiniert, als Hilfsmittel zur Organisation unseres Alltags notwendig erscheint, Kommunikation erst möglich macht, nicht existierte.

Vargas erlebte im Sinne von 'Einswerden mit dem anderen' eine Liebe, die frei war von Begierden, Verlusten, Zwecken.

Der Mechanismus, der das, was wir Liebe nennen, zu einer Subjekt/Objekt Beziehung zusammenzieht, war außer Kraft gesetzt für den Mann, den seine Tat ablöste aus den Zusammenhängen derart genormten Verhaltens.

Andreas Vargas: Liebender, Mörder, Menschenfresser.

Seine ungezählten Tage ohne Zukunft und Vergangenheit waren ausgefüllt mit Erlebnissen, die eine beständige Gegenwart darstellten. Wie farbige, duftende, knatternde Fahnen wehten die Bilder um ihn, zerplatzten in den Systemen seiner Wahrnehmung und wurden zu Myriaden neuer Bilder.

Vargas war aufgewachsen, ohne daß jemand Aufhebens von seiner Existenz gemacht hätte, und seine Kindheit, in dieser Art Beiläufigkeit verbracht, war, ohne Schäden zu hinterlassen, vorübergegangen.

Einzelne Bilder drängten später noch in seine Träume, weniger bedeutend, jedoch als dies frühkindliche Erlebnisse bei behüteten Kindern tun mögen, die, beständig den liebevollen oder lieblosen Angriffen einer Familie ausgesetzt, aufwachsen.

Seine Eltern hatten ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieben und waren von früh bis spät mit ihrem Dörrfisch, Früchten, Käse, getroc-

kneten Würsten, Oliven, Schinken und in Gläsern eingemachten Pasteten beschäftigt gewesen.

Der junge Vargas wurde in einem zu vertretenden Maße zu kleineren Arbeiten herangezogen, war aber ansonsten einer weiträumigen Aufsicht entzogen aufgewachsen.

Heute griff der Mann manchmal mit alten Händen nach den Gerüchen, die als stärkster Eindruck dieser frühen Jahre zu ihm kamen. Sie waren wie durchsichtige Kugeln, die er zerbrach, um in jeder eine Reihung von Handlungen, Berührungen, Abläufen und Begegnungen wiederzufinden, die jeweils in einen bestimmten Geruch eingebunden waren.

Harter Stockfisch lag da unter grobem Salz in hölzernen Kisten, schwamm dann zum Wässern in einer Lake, die wie Sperma roch. Durch das Küchenfenster drangen die Rufe der Freunde, als er am Tisch saß und den Fisch, der jetzt, weiß, weich, appetitlich mit Butter und weißem Pfeffer angerichtet, neben einem Kartoffelmousseline, das nach Knoblauch duftete und mit Olivenöl gewürzt war, auf seinem Teller lag.

Er aß stumm.

Ein Stück Reblochon zerfloß auf einem Holzbrett, überdeckte mit seinem scharfen Geruch den Duft der Pfirsiche auf dem Fensterbrett, der leise samtig in den Raum schwamm.

Er nahm eine Frucht, biß hinein und ging durch den an die Küche grenzenden Laden. Er sah schwarz glänzende Oliven, daneben die olive casseeé, die frisch, grün, einen nussigen Duft verströmten. Leicht zerdrückt lagen sie da wie kleine zerplatzte Schädel, und ihre geöffneten Körper gaben den Blick frei auf den Kern in ihrem Inneren wie auf ein Herz aus grauem Stein.

Die Hände des Mannes gaben die Bilder frei, die sich durch das vielgliedrige Raster seiner Vorstellungen bewegten, umkehrten und verformten, zu Vergleichen wurden wie Zeichen für Kraft, Hunger, Hitze, Arbeit. Die sein Blut wieder jung in sein Geschlecht trieben, so daß es sich aufrichtete hart wie eine Waffe.

Vargas blieb ohne Begierde allein der körperlichen Reaktion ausgesetzt, die vorüberging und neue Wege im Labyrinth seiner geistigen Bewegungen aufzeigte.

Eine Eiche ragte mit kräftigem Stamm empor inmitten einer kreisrunden Fläche, die wie verätzt unter weißlichem Kraut den steini-

gen Boden sichtbar werden läßt. Nur bestimmte karge Kräuter wachsen im Durchmesser des Baumschattens.

Kleine Fliegen stehen still über unsichtbaren, röhri- gen Eingängen zum unterirdischen Schatz.

Eine Hand gräbt, nimmt ein stumpfes Eisen zur Hilfe. Weichere, feuchte Erde, zur Nase geführt, verrät durch ihren Duft bereits den Erfolg. Dann hebt die Hand die kartoffelgroße, schwarze Knolle aus dem Boden.

Der Duft der Trüffel bringt die Erotik zurück in die Bilder des Mannes.

Er küßt den Schoß der Geliebten, schmeckt die schwarze Frucht und rohes Fleisch. Der Flaum der Haut berührt seine Zunge wie ein Insekt, flüchtig, beweglich.

Ein Hund schnüffelt, gräbt aufgeregt weiter im Boden, heult. Finger greifen in die feuchte Wärme des Mauls, zwischen Zähnen hindurch, hinter denen eine bewegliche Zunge sich um einen weiteren der duftenden, schwarzen Pilze rollt.

Das Tier gibt die Frucht frei. Die Hand greift freundschaftlich in das Nackenhaar des Hundes, der sich tänzelnd aufgeregt um seinen knienden Herrn bewegt.

Das Kreisrund der Truffiere, das Kreisrund des Hundeauges, das Kreisrund der frühen Sonne legen sich, durchdrungen von den sichtbar gewordenen Empfindungen körperlicher Berührung, übereinander, ordnen sich in der Topographie der vierteiligen Schemen, die Vargas im Gittermuster seines Verstehens festhält, umsetzt in rudimentäre Zeichen, um die bildhafte, realistische Erinnerung wieder loszulassen und so etwas wie eine essentielle Information zurückzubehalten und zu speichern. Individuell formulierte Wahrheit.

So wie der letzte Milchtropfen der aus dem Krug in die bereits gefüllte Schale fällt, das Rund einer Zackenkrone entstehen läßt, die sich heraushebt aus der glatten, weißen Oberfläche, um an den Spitzen ihrer Zacken wiederum einzelne Tropfen wie Perlen zu entlassen, so entstehen in den visionären Abstraktionen des Mannes Zeichen für Liebe und Hilflosigkeit, den Sommer, das Überleben und die ziellose Bewegung der Zeit.

Vargas liegt auf dem Bett und sieht das vergitterte Fenster. Er ist ein alter Mann geworden.

Seine Hand fährt unter das Hemd, und die Finger eines Fremden spüren das Brusthaar, die Muskeln, die Knochen. Die Hand gleitet tiefer über den Bauch ins Hosenbund, betastet das Geschlecht. Er denkt nicht darüber nach, wie lange es her ist, daß ein anderer Mensch ihn berührt hat.

Er kennt seinen Körper, seine Haut und den Herzschlag, der in ihm wohnt wie ein bewegliches Ding.

Er kennt die Stellen seines Körpers, an denen er dieses pochende Fließen am besten ertasten kann, und er kennt die Stellen seines Körpers, wo er die feuchte Wärme findet, die ihn ein Tier sein läßt. Lange schon hat er des Nachts keine wilden erotischen Träume mehr, noch spürt er des Tags die Begierde, die Lust, tief in lebendiges Fleisch zu dringen, darin zu ertrinken

Er erlebt sich zufrieden mit seinem lebendigen Körper und dessen Wärme.

Er weiß nichts von der tätigen Welt außerhalb der Mauern, die ihn umgeben. Lange schon war er ein Fremder geworden für die Menschen, die ihn einmal gekannt hatten, er war für sie ein Teil einer Geschichte, die irgendwann einmal ihre Geschichte berührt hatte. Für sich selbst war er ein anderer geworden, der den Namen jenes Fremden trug.

18.

Bei meinem vagabundierenden Lesen treffe ich auf den Satz:

"Lange trägt uns im Leben die Zeit, doch irgendwann kommt der Tag, an dem wir sie tragen müssen."

Bin ich selbst der Stein in meinem Kopf? Ist es meine Vergangenheit, die mich ausmacht wie den Stein, dessen fossile, blättrige Schichten seine Zeit enthalten, zusammengepreßt, verschmolzen zur Unkenntlichkeit?

Die kurzen Tage des Winters verbringe ich in der Stadt, verbunden mit der erinnerten Gegenwart des Sommers.

Alix studiert Kunstgeschichte in Aix en Provence. Wir schreiben uns regelmäßig. Ich nehme aus der Ferne teil an ihren Ängsten und deren Zerstreuung.

Hinter ihren Briefen suche ich das Kind mit seinem Lachen, das in mich drang und das ich suchend festhalte, ohne es durch allzu häufige Berührung zu zerstören. Doch das Bild beginnt aufzugehen in der sanften gegenseitigen Annäherung, die leise ist wie der beständig fallende Schnee vor meinem Fenster, der die Konturen auflöst, und der die Erinnerung an die Details der unter ihm verborgenen Landschaft der Wirklichkeit entfernt.

Irgendwann schickt Alix mir eine kleine Tonfigur. Sie hatte zu modellieren begonnen und mir das Geschenk in ihren Briefen angekündigt. Beim ersten Betrachten der kleinen Skulptur, die einen sitzenden weiblichen Akt darstellt, ohne Kopf und Arme, die Knie leicht angezogen in einer insgesamt gelungenen Abstrahierung, stelle ich fest, daß ich eine naturalistischere Arbeit erwartet hatte. Warum?

In den nächsten Tagen, ich hatte der Figur einen Platz in meinem Zimmer gegeben, von wo aus ich sie beim Arbeiten im Blickfeld hatte, stellte sich langsam eine Intensität ihres Ausdrucks heraus, der von den wenigen naturalistischen Partien oder vielmehr deren Proportionen ausging und gepaart mit der insgesamt zeichenhaften Auffassung zu einer interpretierbaren Mitteilung wurde.

Mir fällt ein, wie ich mir als Junge gemeinsam mit einem Freund vorgenommen hatte, eine Madonna zu modellieren.

Wir hatten aus der Ziegelei unseres Ortes Ton besorgt und mit der Arbeit begonnen.

Die Figur des Freundes gelang zusehends besser als meine. Sie stellte sich unter seiner Begabung zur Nachahmung ganz und gar als das Abbild dar, das man erwartete.

In meiner Figur wollte weder das Erwartete der anderen noch das von mir Erwartete sichtbar werden. Doch was erwartete ich?

Ich hatte, wie ich mich noch heute genau erinnere, einen starken Willen zur Gestaltung gespürt, die kein Vorbild wollte. Ich hatte die Kraft zur Vision, ohne die Vision in ihren Partikeln, in denen sie sich während meiner Arbeit offenbarte, erkennen, begreifen, erhalten zu können. Ich verwarf und verwarf, arbeitete und erschöpfte mich scheinbar ohne Erfolg.

Schließlich stellte sich mir das unerwünschte Produkt dieser Mühen jedoch als eine Art Fetisch dar, der alle unbewußt bei der Arbeit gesammelten Erfahrungen in sich vereinte und bei dessen Betrachtung meine ganze darin investierte Energie auf mich zurückkam und mir Befriedigung verschaffte. Ich muß damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen sein.

Es ist kurz vor Weihnachten, und meine Gedanken wollen immer mehr in den Sommer flüchten. Tatsächlich jedoch greifen in dieser dunklen Jahreszeit die Bilder verschütteter Gefühle stärker als sonst.

Mütter, Väter, Großmütter ziehen formiert zum Angriff des Nachts in die Träume des Schuldigen oder Unschuldigen. Kindheitstage werden lebendig, angefüllt mit noch immer unverstandener Angst, die in Bildern vorbeitreibt wie Herden unbekannter, wildgescheckter Tiere, deren Gefährlichkeit außer Frage steht.

Die weinende Großmutter, deren Tränen auf den gefüllten Karpfen fallen, der Geruch der Fischsuppe aus der verlorenen Heimat, die Kerzen, die für die toten Söhne brennen.

Ein Kind wartet in dieser Inszenierung des wieder und wieder belebten Schmerzes auf seine Geschenke, aber es wird gebetet, geweint, gegessen, ernst.

Mit den Toten am Tisch fühlt das Kind sich verpflichtet zum Mitleiden an einem Schmerz, an einem Verlust, der es nicht betrifft. Die Fixierung bleibt, die Tränen der Mutter ersetzen die Tränen der Großmutter mit der Zeit.

Das Kind ist ein Mann geworden und immer noch dem Angriff des unverstandenen Leids ausgeliefert, welches sich längst verselbstständigt hat, tragender Bestandteil dieser von Kerzenwachs, Angst und Tränen geschwängerten Stunden geblieben ist durch die mit milchweißen Augen ein riesiger Karpfen schwimmt, dem man, nachdem er in ein Leinentuch gebunden war, am Nachmittag dieses besonderen Festes mit einem Hammer den Nackenknorpel zertrümmert hatte.

Ich will das Ganze nicht mehr erleben. Anna und ich flüchten, und mir bleibt das schlechte Gewissen, meine Mutter allein zu lassen an diesen Tagen des unsinnigen Leidens an der Vergangenheit, am ei-

genen Älterwerden, an unausgelebten Gefühlen, die sich da plötzlich erheben wie Schwärme steingrauer Tauben.

Es ist die Liebe, die uns vom Leben kosten läßt, und es ist die Liebe, die uns das Leben kostet. Die Liebe höhlt unsere Herzen aus, die wir mit dem schwarz glänzenden Gold der Erinnerungen füllen bis zum Bersten, um uns dann zu fragen, wo das Glück geblieben ist. Das Glück, lebendig gewesen zu sein in allen Augenblicken, in denen wir liebten und geliebt wurden und wiederliebten.

Wir verbringen einige Wochen auf den schwarzgrünen Inseln, deren Lavasand die heißen Strände noch unwirklicher werden läßt, als sie ohnehin schon sind für uns, die wir aus dem Winter kommen.

Endlose Bananenplantagen glänzen silbriggrün in der Morgensonne, und die schwarzen Berge dahinter sind wie zerknittertes Kohlepapier halb in den Passatwolken gefangen, halb im sommerlichen Blau des Himmels.

Wir frühstücken im Freien, sehen dabei die Brandung des Ozeans mit sinnloser Kraft gegen die Klippen rennen. Weiße Gischt läuft ab auf immer denselben Felsen in immer denselben Rinnen. Ich versuche aufzugehen in dieser Langeweile, versuche zuzulassen, was mir im Dunkel des zu früh gekommenen Winters nicht gelang, ein Gefühl zu hegen gleich welcher Art.

Anna schwimmt im Meer. Ich weiß, ihr Herz klopft wild, wenn sie aus den Wellen steigt.

Auskneifen vor dem Leben. Die erkaufte Zeit des Salzes auf der Haut genießen. Nicht hören, nicht wissen, so lange es geht.

Ich liege im Sand, esse Fische auf einer der kleinen Terrassen, im Meerwasser gekochte Kartoffel, dazu rote und grüne Mojo. Wir trinken den goldorangen Wein der Insel, der ein wenig madeirisiert schmeckt.

Ich hatte mir vorgenommen, zu arbeiten in diesen sonnigen Stunden, die man dem Winter für Geld abkaufen kann, doch das außerhalb der Zeit geratene Licht auf der anderen Seite des Winters wärmt mich, und der blaue Himmel zieht mich zu sich hinauf.

Ich sehe Alix zu dieser Stunde in der Gruft des elterlichen Eßzimmers sitzen zwischen dem Silber und den Kerzen des gedeckten Tisches. Die in Öl gemalten, gekauften Ahnen schauen streng von den Wänden auf sie, die die fois gras nicht essen will und den Hum-

mer verabscheut, die den Puter haßt und das ganze Brimborium bis auf die mousse au chocolat zum Abschluß, von der sie dreimal nimmt, ißt, bis ihr schlecht wird. Ihre Augen sind ernst, und aus ihrem Gesicht ist alles Sanfte gewichen, die Anmut versteinert.

Kinder können noch hart sein ohne Boshaftigkeit, gerecht urteilen über die falschen Spiele der Erwachsenen, in die sie hineingezwungen werden, mißbraucht zur Aufrechterhaltung des status quo, der Familie.

Ich strecke meinen Körper aus im schwarzen Sand der Insel. Losgelöst von allen Kontinenten, ist an diesem Tag mein Blut so rot wie der Saft des Drachenbaums.

19.

Stein und Holz. Augenblick um Augenblick. Die Zeit ist nicht das, was wir glauben, das sie ist. In Wellenbewegungen wird verloren Geglaubtes zurückgebracht an die Strände. Angeschwemmte Indifferenz findet sich an immer neuen vorletzten, letzten Tagen.

Die Endgültigkeit bleibt immer mehr aus, je älter die Körper, die Köpfe werden, in denen die Erinnerungen wohnen.

Aufgelöste Knäuel, schütterere Fäden, die verknotet in uns ruhen bis zu irgendeinem Tag, der sie benennt: Augenblick für Augenblick.

Andreas Vargas zieht Linien auf den Seiten seines Buches. Mit einem Stück Stahlfeder aus seinem Bettgestell, das ihm als Lineal dient, und einem Bleistift den er beständig neu anspitzt.

Die Linien breiten sich dünn wie langes Frauenhaar als gitterförmiges Gespinst über die Seiten aus.

Eine Reise in die Zeit.

Die beiden Kinder rennen hintereinander her die enge Straße entlang, die aus dem Dorf hinausführt. Hunde bellen. Sonnenblumen werfen kurze Schatten in die Beete der angrenzenden Gärten.

Sonne und die junge, verschwenderische Kraft vereinen sich. Sie erreichen schwitzend einen fast unsichtbar im Ginstergelb verborgenen Hohlweg. Scherzhaft torkeln sie gegeneinander in der Sprache kindlicher Lust zur Berührung, die fast unschuldig ist. Dann gehen sie hintereinander weiter. Die zurückgebogenen Äste treffen die Brust des Jungen wie sanfte Peitschenhiebe, wenn das Mädchen sie losläßt. Sie biegt sie absichtlich stark von sich weg, um die Kraft des Aufpralls auf den Körper des Freundes zu erhöhen, der jedesmal ei-

nen leisen Laut ausstößt, wenn ein Zweig ihn berührt. Gefährliches Spiel, Kinder, die längst keine Kinder mehr sind. Nur in ihren Augen, die noch klar und unberührt vom Blick nach innen geblieben sind, leuchtet das, was ohne Kenntnis von Schuld ist.

Sie verlassen den Hohlweg und ersteigen einen Wall aus Geröll. Sie sehen auf rotes Boxitgestein und graues, duftendes Kraut, das sich in einer Ebene ausbreitet, an deren hinterem Ende, noch unsichtbar im kühlen Baumschatten, der Fluß, zu dem sie wollen, in einer Schlucht fließt: gurgelnd über Steine - rauschend unterbrochen von kleinen Kaskaden.

Angekommen entkleiden sich beide rasch bis auf die Haut. Sie kennen keine Scham vor ihrer Nacktheit. Ihre Körper kennen sie, seit sie fünf waren und alle Neugierde befriedigt haben.

Sie stürzen ins Wasser, tauchen unter, schwimmen. Sie steigen sich gegenseitig auf die Schultern, versuchen, den anderen unter Wasser zu drücken. Dann liegen sie nebeneinander auf den glatten Steinen am Ufer.

Vargas schmeckt die Sonne in seinem alten Mund, fühlt die Rundung des Steins in seinem Rücken, auf dem Moos zu wachsen begann, seit er die Vierzig erreicht hatte.

Das filigrane Karomuster auf den Seiten seines Buches nimmt ihn auf wie in einem Sog. Scheinbare Unendlichkeit.

Nicht so wie einen Erinnerungen einholen oder verfolgen können, waren ihm austauschbare Wirklichkeiten zur Verfügung. Nicht ein inneres Unbewußtes verfügte über ihn, sondern er verfügte über Erfahrenes aus verschiedener Zeit, erfuhr neu nicht wieder, erlebte noch einmal auf andere Art in dem RaumZeit Raster, welchem er sein Dasein verdankte.

Zwei junge Menschen sehen einander an. Augenblick um Augenblick. Wilde Narzissen blühen in weiten Feldern auf den umliegenden Hügeln. Die Aprilsonne zieht ihren betörenden Duft bis hinauf in die Wolken, die selbst zu duften beginnen und davonziehen. In dieser irrsinnigen Bewegung des Frühlings, der wie ein goldgeschmückter Tänzer gegen allen Tod und alles Sterben in verschwenderischer Kraft der Choreographie folgt, die in erbarmungsloser Erschöpfung endet.

Aus den badenden Kindern sind Liebende geworden in dem einen Augenblick, als sie jeder im Auge des anderen die Tiefe der Lust erkannten, die den Kinderaugen fehlte.

Begehren füllt ihre jungen Körper. Da ist eine Begierde, die sie vorher nicht fühlten im Anblick des anderen und der sie nun ebenso unbekümmert nachgehen wie den Spielen in ihren Kindertagen.

Sie lecken sich die Ohren wie junge Hunde, ihre Zungen und Hände finden und erfinden sich jeden nur erdenklichen Weg, der zur allumfassenden Lösung ihrer Lust führt.

Im Frühling auf dem Teppich der Narzissenblüten, in Sommernächten in den Höhlen am Fluß, im Winter in einer der Hütten in den Weinfeldern vor dem Dorf.

So wurden sie vor sich und vor den Augen der anderen ein Paar. Zwei junge Menschen, denen die Liebe jene Aura verleiht, die sie wie eine durchsichtige Haut umgibt und von der Alltäglichkeit stets ein wenig entfernt hält wie in einer Fruchtblase.

Damals besuchte Vargas oft einen alten Mann, der weit außerhalb des Dorfes lebte. Er sprach mit einem starken spanischen Akzent und nannte sich Arias. Die Leute sagten, daß er aus Galizien stamme. Wann und warum er einmal aufgetaucht war, wußte sich niemand zu erinnern.

Er lebte als Selbstversorger in einem kleinen, steinernen Anwesen, zu dem ein bestelltes Stück Land gehörte; einige Ziegen, Hühner und Kaninchen ergänzten den Bedarf am Notwendigen, und in den warmen Monaten des Jahres bewirtete er vorüberkommende Fremde, deren Wanderungen ins Gebirge sie dort vorbeiführten, mit weißem Käse, Milch und Trockenfleisch, was ihm einiges Bargeld für die unvermeidlichen Einkäufe verschaffte.

Er war ein ruhiger, seltsamer Mann.

Als Kind hatte Vargas sich vor ihm gefürchtet, bis er ihm eines Tages, als er im Geschäft der Eltern seine wenigen Einkäufe machte, eine kleine, aus Holz geschnitzte Figur geschenkt hatte mit den Worten: "Gib gut auf sie acht!" Der schüchterne Junge war damals mehr beeindruckt geblieben von diesen Worten als von dem Objekt und fragte sich lange, was Arias wohl damit gemeint haben könnte.

Das erste Mal besuchte er den Mann im Auftrag der Eltern, um ihm seine üblichen Mengen Salz, Streichhölzer, Tabak zu bringen, da Arias sich ein Bein gebrochen hatte.

Der Doktor hatte einen Zettel im Laden abgegeben und darum gebeten, die Sachen Arias zuzustellen. Von da an brachte Vargas ihm regelmäßig, was er brauchte, und nahm bei jedem Besuch die neue Bestellung mit.

Bei diesen Besuchen entwickelte sich aus der Neugier des Jungen heraus eine Beziehung zwischen den beiden, die den Alten aufrief mitzuteilen, was er wußte, und den Jungen ins Erstaunen setzte.

Arias zeigte ihm, indem er Steine zerschlug, die Entstehung der Erde. Er erklärte ihm den Lauf der Zeit, indem er den Sternen in klaren Winternächten Namen gab und erläuterte alles, in mythologische Geschichten eingebunden.

Er sagte Gedichte in fremden Sprachen auf, zerlegte Frösche, benannte ihm Pflanzen und Kräuter, indem er ihre Kräfte zur Wirkung brachte.

Er ließ den Jungen Tollkirschen essen, und Vargas erlebte, wie die Welt ihren Halt verlor.

Mit geweiteten, starren Pupillen sah er die Perspektiven sich auflösen, der Boden, auf dem er stand, kippte zur Seite, und die Landschaft draußen verlor sich in endlosen Fluchten.

Völlig ohne Gleichgewichtssinn empfand er alles Äußere zum Greifen nah, doch wenn er sich zu bewegen suchte auf ein Ding hin, nach diesem oder jenem greifen wollte, verzog sich das Abbild auf seiner Netzhaut zur Unkenntlichkeit. Er stürzte, obwohl er saß. Sah alles Bekannte auf unbekannte Weise.

Arias hatte ihm vorher gesagt, was geschehen würde, und so blieb er ohne Angst.

Ein anderes Mal gab der Alte ihm, nachdem er zuvor Fliegenpilze gegessen hatte, von seinem Urin zu trinken. Es kann einem zum Erbrechen übel werden, wenn man die Pilze direkt isst, ohne die individuell richtige Dosierung zu kennen. Da der Körper die haluzinogenen Wirkstoffe vollständig mit dem Urin wieder ausscheidet, kann man, indem man diesen trinkt, eine kalkulierbarere Wirkung erzielen, hatte Arias erklärt, bevor er Vargas auf die Reise schickte.

Er hatte phantastische Flugerlebnisse. Erlebte Identifikationen mit Menschen, die er kannte, war in deren Häuten, Köpfen und Gebärden.

Er war in sich selbst und konnte gleichzeitig seine äußere Erscheinung wie mit den Augen eines Fremden wahrnehmen: er sah seine geliebte Freundin als seine Mutter, was ihn zu Tode erschreckte.

In einem einzigen Aufleuchten dieses Partikels aus der bildhaften Erfahrung seines Daseins in einer anderen Zeit, gefangen in den Rastern der graphitgrauen Linien auf dem Papier, verstand er jetzt plötzlich.

Wie ein tiefes Erzittern in seinem Körper formte sich in ihm das Verstehen zu einem Satz: 'Ich wollte behalten, was die Zeit mir nehmen würde'.

Er sah die junge Geliebte, ihr Gesicht, ihre Schultern, den Hals. Die Augen erloschen, und der Mund wurde hart, die Haut zerknitterte wie Seidenpapier. Das Bild des Mädchens verlosch im Austausch mit dem Bild der Mutter, einer alten Frau.

Vargas schmeckte den Geruch der Liebe, sah die Wärme jener Hände, die ihn berührt hatten, und sank zurück aus der tiefen Erinnerung in die Zeit der Gegenwart.

Er sieht auf seine Hände, dann auf eine geöffnete Streichholzsachtel, in der er das abfallende Graphit beim Anspitzen der Bleistifte sammelt.

Vorsichtig taucht er seinen Zeigefinger in das feine, grausilbrige Puder und fährt dann mit der Fingerkuppe über den Nagel am Zeigefinger seiner anderen Hand.

Nacheinander färbt er alle seine Fingernägel ein. Schwarzer Perlmutter. Dann seine Lippen, seine Augenlider, die er geschlossen hält.

Grau und mattglänzend ist etwas um ihn, das der Tod sein könnte.

Das elektrische Licht erlöscht, und ihm ist kalt. So wie er ist, legt er sich im Dunkeln nieder auf sein Bett.

20.

Die Reihe der Gewohnheiten und Gewöhnungen, die die Jahre mit sich bringen, ist lang, unterbrochen wird sie wohl am empfindlichsten von der Tatsache, daß die Zeit schwerer zu wiegen beginnt.

Plötzlich bemerke ich, daß mein Körper mehr Angst produziert als mein Kopf und daß wir gemeinsam mit der Angst des anderen leben, die die gleiche ist.

Diese Angst vor dem Alter ist wie ein flüssiges Gas, das im strömenden Fluß, geruchlos und hochexplosiv in Zwischenräume und Freiräume unseres Alltags dringt.

Alles Reden hat wenig Sinn, wenn die Probleme unseres Alters die unserer Zeit überdecken. Wenn die Körper eine neue Sprache zu erlernen beginnen, sich aufmachen in eine rückseitige Zeit und unsere Köpfe entgegen allem Verstehen zurücklassen mit dem enthusiastischen Wunsch auf ein Morgen.

Die jugendliche Eile, endlich älter zu werden, der Wunsch doch schon dreißig sein zu können, verbunden mit der Vorstellung, endlich erlöst zu sein von der Ungewißheit, Unruhe, Unwissenheit, betrifft mich in den Gesprächen mit Alix immer aufs Neue.

Sie ist gerade neunzehn Jahre alt geworden in jenem Sommer, in dem sie täglich kommt, um bei uns zu modellieren.

Sie arbeitet konzentriert. Sehr schnell entstehen in ihren Händen kleine Tonfiguren und Objekte, die sie zu Ensembles gruppiert.

Wir sprechen über ihre Arbeit. Ab und zu greife ich hinweisend ein in die Entwicklung ihrer Vorstellungen, helfe, ihre Ideen konzeptioneller zu ordnen, hinterfrage die Ausgangspunkte ihrer Bildvorstellung.

So vergehen Monate, von denen ich wußte, daß sie nicht wiederholbar sein würden, so sehr ein jeder von uns sich dies auch wünschen mochte und mag.

Anna arbeitet gemeinsam mit einem Maurer an ihrem Haus. Sie verlegen Terracottafliesen auf den Böden, verputzen Zwischenwände, montieren die Wendeltreppe, die zur Terrasse auf dem Dach führt wie zu einem verborgenen kleinen Garten.

Ich arbeite vormittags an einer Serie von Bildern auf dem grenier eines verlassenem Hauses, wo ich ungestört bin. Die Hitze unter dem Dach läßt die Lösungsmittel verdampfen wie die Feuchtigkeit aus meiner Haut, die sich auf die frischen Farben legt, wie mir scheinen will.

Nachmittags sitze ich mit Alix auf der Terrasse, sehe ihr bei der Arbeit zu oder bereite neben ihr am Tisch das Abendessen vor. Meist sehe ich sie nur an, wie sie, ohne aufzublicken, ganz wie ein fleißi-

ges Schulkind mit sichtbarer Lust energisch zum Beispiel ihre Eltern und Geschwister entstehen läßt.

Eine eindrucksvolle Gruppe von sieben handgroßen Figuren, die sie später wie die anderen Arbeiten in einer Holzkiste arrangiert, die mit einer Glasscheibe verschlossen wird. Magic boxes.

Alix, Anna und ich sind glücklich in diesem Sommer.

Über Alix verstehe ich, daß es immer die Zerbrechlichkeit ist, die verführt.

Der Charme der kleinen, fragilen Figuren aus ungebranntem Ton, die Flüchtigkeit der Tage, an denen ich sie entstehen sehe, und die Erinnerung an das erste Bild, das immer durchsichtiger wird in der Zeit, die uns alle betreffen soll.

In der Endzeit werden wir schlechte Verlierer sein.

Auf den Bildern, die ich unter dem Dach des gegenüberliegenden Hauses male, liegt der Tau dieses Sommers. Ich zeige Alix die Bilder und gebe ihnen Titel in ihrer Sprache.

Während wir die Treppenstufen, die nach Erde riechen, hinaufsteigen unter den Himmel, denke ich an die kleine Hand, die sich vor meinen Augen öffnete. Sie war nicht leer, "lavende noir", ein Bild. Manchmal riecht sie nach Zimt "cannelle". Manchmal ist der Abend dunkelblau, und wir essen zu dritt unter dem Feigenbaum, seitlich von uns entfernt der Berg, dessen oberste Kante noch in der Sonne ist "un jour on va monter" sage ich mit fragender Überzeugung, eines Tages werden wir hinaufsteigen, um allein zu sein mit den Vögeln.

Ich bin ein Ding unter anderen Dingen - "entre les choses" - und manchmal bin ich ein Stein. Dachziegel, Schneckenhäuser, Holzpflocke, darunter eine Fotografie von ihr.

Die Tür zu der an das Atelier grenzenden Dachterrasse steht offen. Die steinerne Wand steht mir gegenüber zum Trotz, zum Schutz, zum Anlehnen vielleicht?

Es riecht nach Bildern hier oben, nach unfertigen Bildern, die ihren Geruch abgeben wie Schweiß.

Ich will mich erinnern, aber ich will keine Erinnerungen.

Spätsommerregen, nasses Gesträuch, kalte verschlungene Wurzeln. Eine liegt naß auf dem Betonboden, fremd, nicht wie ausgerissen aus der Erde, vielmehr Medusenhaupt, Symbol, Frage vor dem verlässlichen Blau im Zwischenraum, "racine".

Ich rede, eine kleine Hand greift nach irgendwo im Zwischenraum unserer Blicke, und in meinem Kopf ist ein Pferd "dans ma tête" - ein totes Pferd hinter dem grünen Torgitter vor der Platanenallee.

Es gibt Bilder, die wollen Nähe, und Bilder, die Abstand fordern.

Alix hat eine tiefe Narbe quer zwischen den Augenbrauen, und mein Finger schreibt ein "S" auf ihre Stirn.

In diesem Sommer haben sich innerhalb einer Woche drei Menschen umgebracht im Dorf. Ich zeige Alix den Immortellenstrauß am Fensterkreuz, der an ein explodierendes Gehirn denken läßt. "Les immortelles pour Luc", sage ich und spreche dann von dem zahmen Raben, der mit dem ersten Toten auftauchte und mit dem dritten wieder verschwand, "le corbeau".

Dann steigen wir die dunkle Treppe vom grenier hinab, und der unglaublich helle Tag blendet uns, als wir ins Freie treten.

Oben sind die Bilder, ist hier unten ihre Wirklichkeit?

Ich sehe Alix an und sie sagt: "il faut pas me regarder", sie ist schüchtern und zugleich tapfer in ihrer Neugierde, eine kleine Schwester von Jeanne d'Arc, die dem schwarzen Lavendel seine Farbe zurückbringt.

Alix verabschiedet sich, und ich gehe zu unserem Haus hinüber. Eine Gottesanbeterin hängt im Oleanderstrauch, und indem ich sie dort wahrnehme, verbindet sich das unsichtbar vorhandene Gift der Pflanze mit der kannibalischen Aura des grasilen Insekts, wird zum Gegenbild meiner Empfindungen.

Dann sehe ich auf die mit Milch gefüllte Schale auf dem Boden neben der Haustür stehen, daneben die Köpfe der gegrillten Sardinen vom Mittag. Zwei große Wespen sitzen auf den Fischköpfen, fliegen auf, setzen sich wieder, kämpfen miteinander.

Sie steigen auf ineinander verbissen und fallen wie ein einziger Körper in die Emailleschale mit der Milch.

Ich hebe das Tier mit den zwei Köpfen auf einem Blütenstengel aus dem Weiß der Flüssigkeit heraus, setze es zurück auf die Fischreste.

Der Zweikampf beginnt von Neuem, sie verbeißen sich und fliegen dann weg, hoch hinauf ineinander verkeilt wie ein Liebespaar.

Ich fliege mit ihnen ins Licht, und der Stein in meinem Kopf hält mich zugleich fest auf der Erde. Wirklichkeit der Liebe, der Hände, der Bilder.

Als Anna nach Hause kommt, will ich mit ihr die Kühle des Abends genießen und bin bereit, mich tragen zu lassen vom Geruch des Essens, dem Wein der Dunkelheit, die, wie vom Wind herbeigeweht, über die Bilder des Tages gleitet.

21.

Wenn einem Worte die Welt bedeuten, wird einer mit Recht versuchen, die Welt mit Worten zu deuten.

Wenn Bilder einem die Welt bedeuten, kann dann einer die Bilder der Welt deuten?

Der Stein ist in meinem Kopf, eingeschlossen im beinernen Haus, umspült ihn das Blut meiner Gedanken, die der Gegenwart des Mannes nachspüren in den vielfächrigen Gehäusen seines Daseins.

Erst bruchstückhaft, dann wie Steine im Verbund eines Mauerwerks, tauchten die Erinnerungen bei Vargas auf, als er durch die Radierungen in den Büchern aufmerksam wurde auf die Weltbeschreibungen der Künstler, die strukturell starke Gemeinsamkeiten enthielten mit seinen abstrakten Zeichen und Diagrammen, mit Hilfe derer er sich sein Dasein lesbar machte.

Er hatte mit seinen Zeichen alles benannt und geordnet. Bilder, Gefühle, Empfindungen.

Seine Ordnungen waren wie Knäuel bunter Drähte, eingeschlossen in einem unstofflichen Kubus.

Ähnlich oder vergleichbar mit dem gläsernen Menschen, der in seiner Transparenz die Blutgefäße, Nerven, die Strukturen der Organe sichtbar werden lässt als eingefärbte Ornamente.

Synchron und diachron konnte das Ganze nun von Vargas durch Querschnitte und Längsschnitte wieder und wieder zerteilt und untersucht werden, allein es fehlte das Fleisch, das alles zusammenhielt.

Die Bilder seiner Erlebnisse, ob es die des Tages oder erinnerte waren, konnte er fassen, suchen, ordnen und in seine Systematik einlassen, etwas fehlte und schien ihm zu fehlen.

Da begann er die Seiten des Buches, welches der Ausgangspunkt seines Überlebens war, einzuteilen, sein Raster, in dem seine Ordnungen stattfanden, feingliedriger zu gestalten.

Zuerst zerteilte er jede der vierhundert Seiten in vier Felder, indem er sie horizontal und vertikal mittig teilte.

Dann teilte er jedes der vier Felder auf jeder Seite in gleicher Weise, und so fuhr er fort.

An einem ersten Tag konnte er alle Seiten des Buches mit dem ersten teilenden Kreuz versehen.

Vor seinem geistigen Auge befand sich dabei als plane Fläche das Grundraster von zwanzigmal zwanzig Feldern, den vierhundert Buchseiten entsprechend.

Hinter dieses Grundraster legte er nun das neue Raster von vierzigmal vierzig Feldern.

Für den nächsten Schritt, die vier neu entstandenen Felder auf der Grundfläche einer jeden Seite wiederum in jeweils vier Felder zu unterteilen, brauchte er zwei Tage und für den darauffolgenden sechs.

Er arbeitete ungefähr drei Stunden täglich mit Bleistift und Lineal an dieser Teilung des Grundmusters, und wenn er einen Durchgang durch das Buch beendet hatte, sah die nächste, kleinteiligere Ebene in seinem Bewußtsein hinter der vorherigen befand, hatte er die Ganzheit dieses bereits entstandenen und weiter entstehenden Gefüges vor sich. Speichern konnte er jedoch nur den durch die Handlung erfahrenen Teil.

Die vierte Teilung beanspruchte 25 Tage, die fünfte 70 Tage. Vargas war auf die Suche nach der Zeit geraten. Er suchte das Fleisch der Wirklichkeit, das die bunten Kurven, Kreise und Quadrate seiner gesammelten Einsichten zusammenhalten sollte.

Er hatte in langen Jahren seine abstrakten Zeichen aus allem herausgezogen wie die Venen und Nerven aus einem Körper. Er hatte sich auf diese Weise Einblicke verschafft und ein Weltmodell von molekularer Dichte erhalten, und er spürte, daß ein endgültiges Verstehen die Rückführung all seiner Vorstellungen in den warmen Raum des Menschlichen verlangte.

Die sechste Teilung brauchte 270 Tage. Vargas sah Raum entstehen durch die hintereinanderliegenden Ebenen der Raster, in dem die Runen seiner Buchseiten plastisch dreidimensional entstanden.

Die siebte Teilung beanspruchte 355 Tage und ergab pro Seite 16.384 Felder. Er hatte bis dahin an 729 Tagen seine Zeit nach der Arbeit in der Buchbinderei damit verbracht, die Tiefe seiner Zeichen zu erkunden, ihnen Raum zu geben, der in die Zeit der Menschen reichen sollte.

Seit der siebten Teilung arbeitete er ohne Lineal und kam schneller voran.

Er nahm die achte Teilung in Angriff und verbrachte damit ein weiteres Jahr.

Diese Teilung ergab auf der Grundfläche den zwanzigmal zwanzig Buchseiten, die jetzt die erste Ebene eines Raum-/Zeitgefüges darstellten, insgesamt 26.158.400 Einzelfelder, die jedoch als solche nur noch in seinem Kopf sichtbar existierten. Die Spitze des Bleistifts war zu dick, um eine letzte unterscheidbare Einteilung des voranliegenden siebten Rasters aufzuzeichnen.

Die Seiten des Buches waren zu grauschimmernden Spiegeln geworden, bedeckt mit dem verdichteten Gitter aus Graphit, in dem die Zeit gefangen war.

Das Handlungsmuster zur Zerteilung der Buchseiten, das heißt jedes neue entstandene Rechteck mittig mit einer horizontalen und vertikalen Linie in vier neue Rechtecke zu teilen, war ein dreidimensionales, das weit in die vierte Dimension reichte. Nur durch eine räumliche Vorstellung blieben die zeitlich hintereinanderliegenden Handlungen und deren Darstellung verfügbar.

Was auf dem Papier als zweidimensionale Spur der Handlung zurückgeblieben war, war nichts als ein immer dichter gewordenes Gittermuster, dem die Einzelschritte der Handlung nicht mehr abzulesen war. Allein in der Vorstellung des Mannes, in seinem Kopf gespeichert, existierten die einzelnen Ebenen der Teilungen als acht durchsichtige Scheiben, versehen mit den immer kleinteiliger gewordenen Rastern.

Vargas zog die imaginären hintereinanderliegenden Ebenen auseinander wie den Balgen einer Kamera. Es entstand Raum und mit ihm Zeit.

Die ersten Zeichen, die Spuren, die sein Dasein auf den Buchseiten zurückgelassen hatten, erstanden darin als plastische, vielschichtige Gebilde, und die in den vorangegangenen langen Jahren gesammelten und visualisierten Erfahrungen seiner Sinne verwoben sich in diesem neu erstandenen Gefüge mit greifbaren Bildern seines Lebens, seiner Erinnerung.

Er sah dieses Gefüge der Teilungen vor sich und wie es sich immer weiter fortsetzte ins angenommene Unendliche. Er spürte, wie aus seinem Rückgrat kommend, einen linearen Strang aus seiner Stirn heraustreten wie ein dickes Tau, das zum Mittelpunkt der ersten Rasterebene reichte, sich dort aufdröselte in Milliarden haarfeine Fasern.

Dort am Mittelpunkt der ersten Ebene des Gefüges traten sie in dieses ein und nahmen ihren Weg durch dasselbe jeweils über die Schnittpunkte in den Kreuzen, die jedes Rechteck in vier weitere, kleinere Rechtecke teilten.

Vargas sah, wie sich ein lineares Zeitgefühl, das wohl in ihm geruht hatte, durch diesen Vorgang den Weg oder die Verbindung zur Ewigkeit suchte, und er sah in der Umkehrung auch, wie die Empfindungen, Eindrücke und Bilder, die aus dem Zeitlosen stammten und die er in sich barg, in sein Bewußtsein gelangt waren.

Vargas hat dieses Instrumentarium vor Augen. Eine gewaltige Zeitmauer vor dem Stausee seines Wissens, die durch Schleusentore die Kraft der Bilder des Wissens kanalisiert.

Der gläserne Mensch hat ein Sklett bekommen, das ihn trägt.

Stützende Muskelfasern entstehen. Langsam füllt sich der Körper mit Blut, und pulsierende Wärme sprengt das gläserene Gefängnis. Ganz kurz steht da frei ein Mensch aus rohem Fleisch und fragt schon nach einer schützenden Haut.

22.

In der Mitte des Lebens beginnen wir die Rückseiten der vergangenen Jahre vor uns zu sehen als eine endliche Reihe. Unberührte Felder, die doch nicht mehr gänzlich neu durchlebbar sein werden.

Es schimmert uns da Vergangenes entgegen und will zu Vergleichen zwingen.

Die Grundmuster der ersten Bilder auf den Vorderseiten der Jahre zeigen uns den zukünftigen Weg. Wir können vergessen, aber nicht aufhören wiederzufinden. Nichts ging verloren auf dem Weg durch die erste Zeit.

Ich sehe den Mann in der Zelle, dessen Bewußtsein die Anziehungskraft der Erde wiederfindet durch die Zeit.

Ich sehe den Stein in meinem Kopf, der, in winzige Würfel segmentiert, dennoch in seiner Urform vorhanden ist, jedoch ohne die Kraft, die er als Monolith besaß. Er ist gefährlicher geworden in dieser Vielteiligkeit, und ich verbrauche meine Kraft, um ihn zusammenzuhalten, so wie er meine Kraft verbrauchte, um sich in dieser Weise zu zerteilen. Wechsel, die sich bedingen, deuten in ihrer Vergleichbarkeit auf den Weg, den Raum, die Zeit, die bleibt und vergeht in gleichem Maße.

Ich finde Alix verstört vor in ihren Briefen. Der Tod einer Freundin hat sie betroffen.

Sie beschreibt, wie sie eine lebendige Tote im Krankenhaus besucht, den warmen Körper berührt, der unversehrt mit einem gestorbenen Hirn daliegt. Sie kann nicht weinen angesichts dieser unverständlichen Tatsache.

Später erst kamen die Tränen. Tagelang bleibt sie außer sich, um am Ende diese erste wirkliche Berührung mit dem Tod als Frage in sich vorzufinden.

Die Frage, die sie fortan begleiten wird und den Hunger nach Leben zurückläßt, der schwer zu stillen ist in dem jugendlichen Aufruhr ungeordneter Gefühle, nicht bestimmter Wünsche im Angesicht des plötzlich erfahrenen Ende eines Lebens, das erst beginnen sollte wie das ihre.

Ich versuche, ihr zu antworten, so gut ich kann mit meinem gehärteten Herzen, meinem unvermeidlich tiefer von der Zeit getrübteten Blick. Ich kannte Menschen, die töteten, Menschen die von anderen getötet wurden, die sich selbst töteten, und Menschen, die starben

zu früh, zu spät, zu schmerzvoll. Der Tod zeigte sich nie so würdig, wie ich ihn mir für mich und andere wünsche.

Als wir uns im Sommer sehen, hat sie sich verändert. Sie hatte begonnen, das Leben zu suchen bei Liebhabern, im Nichtstun; gemeinsam mit einer Freundin war sie auf dem Weg zum Erwachsenensein an Grenzen gestoßen, die immer neue Fragen stellten.

Sie würde ihre Prüfungen nicht bestehen, das Studium aufgeben. Sie war unzufrieden mit sich.

"Ich brauche Sie", sagt sie zu mir, und sucht Halt, Perspektiven, Antworten. Kinder, denen man keine Zeit läßt, Kinder zu sein, die sich keine Zeit lassen können, erwachsen zu werden, das Handwerk des Lebens zu lernen. Nehmen bestimmt das Denken ihrer Altersgenossen, der Erwachsenen, der Eltern.

Ich versuche zu geben, ohne mich vereinnahmt zu fühlen. Eine Hand voll fallengelassenen Sands. Auch ich nehme.

Wir sehen uns regelmäßig, aber nicht so häufig wie in den Jahren zuvor.

Unsere Gespräche sind ernster oder belangloser geworden, und die Endlosigkeit der vergangenen Sommer will sich nicht mehr einstellen.

Das Leben ist eingetroffen mit seinen Spielregeln.

An einem Nachmittag fahren wir gemeinsam nach Aix. Es ist brütend heiß, und ihr kleiner, roter Fiat macht einen Höllenlärm. Alix fährt sehr schnell.

Ich sehe den nackten Fuß auf dem Gaspedal und wie der Wind die Asche von der Zigarette in ihrer Hand fegt. Sie singt "il suffirait de presque rien...". Das Fahrgeräusch ist laut, eine Unterhaltung nicht möglich.

Hand in Hand gehen wir dann durch die Stadt, kaufen ein, Bücher, ein T-Shirt, ein Eau de Toilette. Ich suche nach Schuhen, die ich nicht brauche.

Durch enge Gassen parallel zum Cours Mirabeau führt sie mich zu ihrem Appartement.

Das Leben ist eingetroffen mit seinen Spielregeln.

Später, als wir wieder auf der Straße sind, sagt sie: "Schließen Sie die Augen." Sie nimmt meine Hand und führt mich als Blinden durch die Menschenmenge.

Ich höre die Geräusche, die Menschen um mich, spüre, wie mir der Schweiß über den Körper rinnt.

Wir haben die Spielregel nicht eingehalten, wollen eigene Regeln oder gar keine, wollen etwas anderes voneinander, etwas das namenlos uns gehört.

Alix sagt: "Augen auf!" Wir stehen vor einem Geschäft, in dessen Vitrine ich vorhin ein Paar handgenähter, italienischer Schuhe gesehen hatte.

"Sie sind sehr schön", sagt sie.

"Und sehr teuer", antworte ich.

"Ja", sagt sie, "aber sie sind für ein ganzes Leben!"

"Für ein ganzes Leben", höre ich, und wir treten in die klimatisierte Ruhe des Geschäfts, in dem der Geruch des Leders und das Geräusch der bemühten Verkäufer die Tatsache einer eigenen kleinen Welt suggerieren.

Später fahren wir zurück in unser Dorf, und Alix fährt anderntags nach Paris.

Anna und ich müssen in diesem Jahr früher als gewöhnlich zurück in die Stadt.

Einen Tag vor unserer Abreise kommt Alix, um sich zu verabschieden. Sie erzählt mir von ihrem Freund, den sie einige Monate zuvor auf der Ile d'Yeu kennengelernt und jetzt in Paris besucht hatte. Dabei wird mir klar, wie entfernt sich die Beziehungen, die ich in meiner Jugend hatte von denen befinden, wie sie sie unterhält. Wir sprechen darüber, und sie hört interessiert meine Darstellungen und Reflexionen.

Noch beim Reden wird mir klar, daß es nichts eigentlich Vergleichbares gibt innerhalb von Erfahrungen.

Die Erfahrungen meiner ersten Beziehungen gelten nicht mehr in der Zeit der Freundin, in unserer Zeit.

Unsere Beziehung hat die Qualität, frei zu sein von einer notwendigen Zukunft. Im spielerischen Umgang mit den Möglichkeiten des Handelns oder besser Nichthandelns entziehen wir uns einer Norm innerhalb unserer beider Erwartungen und den Erwartungen anderer.

Ich bemerke nicht zum ersten Mal, wie mir meine Erfahrungen versuchen, den Blick zu verstellen auf ihr Leben, wie wenig übertragbar Lebensentwürfe sind und wie bescheiden ich bleiben muß, um zu verstehen.

Wieder führt der ordnende Zugriff der Liebe mich durch das Labyrinth von angelernten Gefühlen, Wertvorstellungen, Prämissen, Wahrheiten, zeigt ihre Austauschbarkeit und die Notwendigkeit zum immer wiederholten Neubeginn.

Ich will nach dem ersten Bild greifen, suche das lachende Kind am Fluß. Die Zeit hat Raum geschaffen und Distanz, die sich ausfüllt mit Erinnerung.

Ist Geschichte nur möglich durch Erinnerung?

Wie durch eine tiefe Reihe belichteter fotografischer Platten hindurch fühlt ein besonderes Organ meines Bewußtseins, um hinzudringen zu dem Bild, das ich in mir weiß.

Ich brauche Zeit für den Weg, der lang geworden ist, tappe in Fallen, die mir ein sonnenwarmer Rücken stellt, der in andere Bildschichten gehört, wie der Duft von winterlichem Haar, in das ich mein Gesicht barg irgendwann.

Suchend irre ich durch belebte Gärten, gelange endlich zu dem Urbild, stelle es fest in meiner Erinnerung. Ein unbeweglich gewordener Bestandteil einer Zeit, zu der mein Denken nur noch über rekonstruierte Wege findet.

Alix sitzt mir gegenüber am Tisch, hält die Tränen des Abschieds zurück. Unsere Hände verschränken sich ineinander und lösen sich. Ich begleite sie bis vor die Haustür, und sie sagt, zum Himmel deutend, "immerhin sehen wir dieselben Sterne."

23.

Vargas hatte eine fehlende Anwesenheit erkannt. Ein schwarzes Loch. In vielen Jahren hatte er Steine um dieses schwarze Loch gesetzt, um es zu begrenzen. Dies war seine einzige Möglichkeit.

Ähnlich dem Künstler hatte er sich in sich selbst zurückgezogen, um seinen Schöpfungen Platz zu machen. Er hatte durch eine oder mehrere ästhetische Methoden sich selbst zum Kanal seiner Erkenntnisse gemacht.

Er hatte, als er die Fünfzig erreichte, ebensoviele Jahre seines Lebens außerhalb wie innerhalb des Gefängnisses verbracht und sah

auf dem Weg seiner Bemühungen mit der Zeit auch den Tod als eine fehlende Anwesenheit, die die Zeit beschrieb und näherbrachte.

Er mußte nicht suchen, er fand in dem entwegten Fluß, den er in Gang gesetzt hatte, der durch die methodische Arbeit an und mit dem Buch zwar keine Ufer finden konnte, keine Grenze, aber doch eine Richtung, wenn diese auch ins Unendliche wies.

Der Umgang mit der Erinnerung und der Zeit, die sich ihm durch sein gefundenes Gefüge hindurch sichtbar machte als ein Distanz benennendes Element, zeigte ihm den Angelpunkt seines Lebens in der Mitte einer Strecke, die zur Hälfte innerhalb der ihn umgebenden Mauern, halb außerhalb dieser lag. Dabei waren nicht nur die Mauern aus Stein gemeint.

Der Angelpunkt bezeichnet die Tat, die ihn von außen nach innen führte.

In einem einzigen Augenblick (der ihn mit gleicher Kraft betraf, als er ihn wiederfand) war die geliebte Freundin vor seinen Augen zum Abbild der Mutter geworden, eine alte Frau.

Er hatte sie erschlagen, kaum daß das Gesicht vergangen war.

Der junge Körper sank in sich zusammen, und auf dem Antlitz hatte keine Frage gelegen.

Nur das Herz wollte nicht aufhören zu schlagen in dem Fleisch, das er begehrte und das er zerstört, verwüstet von den Jahren vor sich gesehen hatte.

Er öffnete die lebendige Höhle mit seinem Messer und schnitt das Herz heraus. Der Muskel zuckte warm in seiner Hand. Dann fraß er ihn auf, schmeckte Kupfer und Eisen in seinem Mund.

Es mochte Ohnmacht, Trauer, Sehnsucht, Liebe gewesen sein, was sich ihm damals zeigte, jedenfalls war es das, was er jetzt vorfand bei dem Bild. Nicht mehr und weniger.

Das Wissen ruft nach der Tat, gibt die Tat keine Antwort, geht das Wissen fort. Der Angelpunkt lag in der Mitte seiner linearen Vergangenheit. Nur von ihm aus war es möglich, das Unberühbare, das er in der zweiten Hälfte dieser Strecke gefunden hatte, und das Berühbare aus der ersten Hälfte der Strecke, welches zurückgelassen an diesem Mittelpunkt lange Zeit unberührbar für ihn geblieben war, in ein zusammenklingendes Ganzes zu versetzen. Diese lineare Strecke war der Strang, den er entlang seiner Wirbelsäule spürte, der aus seiner Stirn heraustrat und hineinlief in das Gefüge, das ihm

die Zeit zeigte. Der Mittelpunkt mochte die Seele sein: Ohnmacht, Trauer, Sehnsucht, Liebe.

Er aß den ersten Apfel im Garten der Großmutter, einer starken Frau, die schwarze Zigaretten rauchte und Wein trank wie ein Mann, die lebendige Wespen im Flug zwischen ihren bloßen Händen zerdrückte.

Er sah das erste warme Blut seines eigenen Körpers, das die Mutter aus einem Schuh schüttete, durch dessen Sohle er sich einen Nagel tief ins Fleisch des Fußes gerannt hatte.

Er durchquerte das erste Mal allein die Furt des Flusses mit der beherzten Furcht eines Entdeckers, die glatten Kiesel unter seinen Fußsohlen und die Kraft des beweglichen Wassers gegen seinen nackten Schenkeln.

Die erste fremde Haut, die seine Hand erfährt.

Der erste Kuß.

Der erste Tod.

Die erste Manneskraft.

Die erste und einzige Frau.

Der Mittelpunkt der vergangenen Zeit bleibt unverändert an seiner Stelle, obgleich die Vergangenheit zunimmt mit jedem Augenblick.

Der lineare Strang bleibt als unveränderte Strecke sichtbar für den Mann, denn die Vergangenheit verkürzt sich ständig um den Anteil der Indifferenz, die die vermehrten Wiederholungen, die sich in Handlungen und Erfahrungen einstellen, ausmachen.

Gelebtes Leben, eine beständig sich regulierende Distanz mit feststehendem Mittelpunkt.

Auch die Diagramme, die sein Eingeschlossensein produziert, unterliegen diesem Mechanismus.

So gibt es zwei Teilabschnitte, in denen die Bildwelten zu einer relativen Ruhe finden, wo sich gelebte Innenwelt und Außenwelt treffen in ihrer wesentlichen Einmaligkeit.

Andreas Vargas sieht sich selbst.

Seine Gegenwart ist unverändert geblieben und führt seinen Blick in die Auflösung durch das Rastergefüge in die Unendlichkeit. Der Strang der Ruhe tritt aus seiner Stirn, tritt ein in den Mittelpunkt dieses nur ihm sichtbaren Instruments seiner Zeiterfahrung. Alles kann immer im Fluß sein und stille stehn zugleich. Die gleichzeitige Gegenwart ist ungebrochen.

Er hat die Zeit der Menschlichkeit wiedergefunden.

Sie kulminiert im Mittelpunkt seines vergangenen Lebens: Ohnmacht, Trauer, Sehnsucht, Liebe.

Für ihn gibt es die ersten Bilder und gleichwertig verbunden mit diesen die diagrammartigen Gebilde seiner Welterfahrung.

Es gibt die unbeschreibbare Zeit, die er sieht, die Indifferenz der Indifferenz und immer dieselben Sterne, die die Relativität des Standpunkts zeigen, aber nichts von sich selbst als das Licht ihrer Zeit.

Da ist die Geburt einer Galaxie, die vor zwölf Milliarden Jahren erfolgte. Materie von einigen tausend Sonnenmassen pro Jahr ballt sich in Sternen zusammen und wird als Radioquelle vernehmbar. Zwölf Milliarden Lichtjahre entfernt, solange brauchte das Licht, um die Erde zu erreichen. Licht aus der Jugend unseres Universums.

Da ist das Buch von Andreas Vargas auf dem Tisch in seiner Zelle.

Zweihundert Blätter, vierhundert Seiten. Das Buch an sich und jede Seite darin ist eine komprimierte und geschichtete Konstruktion, wo jede Schicht das Sediment der Schicht ist, die nach ihr kommt.

Synchrones Feld aller Ereignisse. Transformation führt zurück zum schwarzen Loch. Deus absconditus.

Vargas blättert die nahezu eintönig grauschimmernden Seiten um, tut es ganz so wie man etwas Nutzloses behandelt, das man liebt, weil es etwas in sich birgt, das sich unsere Liebe errang.

Er schließt das Buch und schiebt es an den Rand des Tisches.

Das Graphit auf den Seiten hat seine Fingerkuppen versilbert. Vargas sieht den matten Glanz im Licht und erkennt die Spirale seines Hautleistenmusters deutlich und klar.

Sein Blick folgt dem beschriebenen Weg langsam bis zum Mittelpunkt und dringt in ihn ein.